A. d. 62.

A 1966

[illegible]

[illegible] 12°

GS
2226
7

Reise- und Lebens-Bilder

aus

Süd-Frankreich

und der

Schweiz

von

Alexander Dumas.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Aus dem Französischen übersetzt.

Zweiter Band.

Protestantische Studien Anstalt bei St. Anna

Leipzig, 1837.
Wilhelm Engelmann.

Inhalt.

Erster Band.

	Seite.
Einleitung	1
Montereau	6
Meuchelmord des Herzogs Johann ohne Furcht	9
Napoleon bei Montereau	27
Chalons. Merkwürdige Prellerei beim Kauf eines Schlosses. Seltsame Lage von Vaux=Chignon. Lyon. Bellegarde; Verschwinden des Rhone	33
Genf; Bonnivard; Pecotat; Berthelier; Calvin; geschicktes Umgehen der französischen Douanen. Ferney. Coppet, das Schloß der Frau von Staël. Fahrt auf dem Genfer See. Der Canton Vaud; bürgerliche Einrichtungen. Lausanne. Ueber Strafanstalten. Chillon; Bonnivards Gefangenschaft; Byron	59
Villeneuve. Bex; nächtlicher Fischfang	92
Die Salinen von Bex. Saint=Maurice. Der Sturz der Pisse=Vache	110
Martigny. Unglückliche Bärenjagd	129
Der Engpaß von Balme. Das Chamouny=Thal	146
Chamouny. Der Montblanc. Die Formation der Erde. Jacob Balmat; erste Ersteigung des Montblanc	158
Das muthige Mädchen. Das Eismeer	192
Marie Coutet. Unglücksfall auf dem Montblanc	209

Rückkehr nach Martigny ... 219
Kampf um ein Nachtlager. Sanct-Peter. Nachtreise auf den St. Bernhard; Leichenhaus; das Hospiz ... 232

Zweiter Band.

Seite.

Der Gesundbrunnen zu Aix. Hautecombe. Die Cholera. Der Katzenzahn. Die Karthause; Geschichte eines jungen Mönchs ... 1
Annecy. Payerne. Avenches; Kaiser Vespasian. Murten; Karl der Kühne ... 86
Freyburg. Die Eremitage St. Magdalena ... 118
Bern; Bassompierres Toast; die Bären, ihre Erbschaft, Beraubung ꝛc.; der heil. Christoph ... 139
Der Thuner See. Theode-Rik. Ein Sturm. St. Beatus-Höhle ... 169
Lauterbrunnen. Die drei Riesen. Sage vom Gemsenjäger ... 186
Gang über die Wengeralp. Die Jungfrau. Der Zauberer. Ehrgefühl und Muth der Wegweiser. 201
Das Faulhorn. Murmelthiere. Ein Gewitter auf dem Gebirge. Störung in der Nacht. Rettung Verunglückter ... 215
Rosenlauwi; Gletscher; Ueberschwemmung und Gefahr dabei. Der Fall des Reichenbachs. Der Fall des Geisbachs. Der Brienzer-See ... 237
Interlaken. Reiseregeln ... 261

Der Gesundbrunnen zu Aix.

Aosta ist ein ganz artiges Städtchen, das weder Savoyen noch Piemont gehören will; die Einwohner behaupten, ihr Gebiet sei ein Theil des Reichs Karls des Großen, von dem es die Herren von Stralingen geerbt hätten, auch geben sie wirklich, obgleich sie ein Militärcontingent stellen, keine Abgaben und haben ihre Jagdgerechtigkeit behalten; übrigens gehorchen sie, so gut es gehen will, dem König von Sardinien.

Das schreckliche Idiom ausgenommen, das man dort spricht und das mir ein verdorbenes Savoyardisch zu seyn scheint, hat das Städtchen einen ganz italienischen Charakter. In allen Häusern finden sich Fresko-Malereien statt der Papiertapeten und Tafelwerk, und die Gastwirthe tragen zum Mittagessen eine Art Teig und Creme auf, die sie ganz vornehm Macaroni und Sambajone nennen; rechnet man dazu noch Asti-Wein und mailändische Cotelettes, so hat man die ganze Speisekarte.

Die Stadt Aosta hieß sonst Cordelles, nach Cordellus Latiellus, Haupt einer cisaplinisch-gaulischen Colonie, der Salassen, welche dort sich niederließ. Eine

römische Legion, vom Terentius Varro angeführt, nahm sie unter dem Kaiser Augustus und errichtete am Eingange der Stadt, zum Andenken an diese Begebenheit, einen Triumphbogen, der noch völlig dasteht, und auf dem man folgende zwei Inschriften aus neuerer Zeit liest:

Der Salasse vertheidigte lange seinen Heerd,
Er unterlag, das siegende Rom
Legte hier seine Lorbeeren nieder.

Kaiser Octavius Augustus Cäsar
vernichtete gänzlich die Salassen.
Im Jahr Roms DCCXXIV.
(24 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung.)

Am Ende der Dreifaltigkeitsstraße bilden drei andere alte Arcaden, von grauem Marmor, drei Eingänge, wovon der eine jetzt nicht benutzt wird; der mittlere, als der höchste, war zum Durchgange des Kaisers und des Consuls bestimmt; auf der Säule, die ihn stützt, steht folgende Inschrift:

Kaiser Octavianus Augustus gründete diese
Mauern,
Baute die Stadt in drei Jahren
Und gab ihr ihren Namen; im Jahr Roms
DCCXXVII.

Nicht weit von diesem Monument findet man noch einige Ueberreste eines Amphitheaters von grauem Marmor.

Die Kirche zeigt den Charakter der verschiedenen Epochen, in denen sie gegründet und wieder hergestellt ist. Die Halle ist von römischer Bauart nach italienischem Geschmack geändert, die Fenster in gothischen Bögen mögen aus dem 14. Jahrhundert seyn. Das Chor, in alter Mosaik gepflastert, stellt die Göttin Isis umgeben von den Monaten des Jahres vor, und umschließt mehrere schöne marmorne Grabmäler; auf dem Einen steht die Statue Thomas, Grafen von Savoyen; ein kleines gothisches Basrelief, von herrlicher Arbeit, ist dem Altar gerade gegenüber. Der Künstler hat mit aller Naivetät des 15. Jahrhunderts das Leben Christi von seiner Geburt bis zu seinem Tode darauf gebildet.

Alle diese Gebäude, die Ruinen eines alten Klosters des heiligen Franciscus, des Patrons der Stadt, mitgerechnet, kann man in zwei Stunden besehen, wenigstens brachten wir nicht mehr Zeit damit zu.

Bei unserer Rückkehr in den Gasthof fanden wir einen Fuhrmann, den der Wirth in unserer Abwesenheit hatte holen lassen. Der Mensch versprach uns denselben Tag noch bis Pré-Saint-Dizier zu fahren, stopfte uns alle Sechs in einen Wagen hinein, worin kaum Vier Platz genug hatten, und versicherte uns, wir würden recht gut sitzen, wenn wir nur erst etwas zusammen gerüttelt wären; darauf machte er den Schlag hinter uns zu und, seinem Versprechen treu, hielt er,

troß unserem Rufen und Schreien, nicht eher an als drei Stunden von Aosta, etwas jenseits Villeneuve.

Diesen Augenblick der Ruhe verdankten wir einem Unglück, das acht Tage vorher sich hier zugetragen hatte. Eine Eismasse war in einen See gefallen, dessen Namen ich in mein Taschenbuch so gekritzelt habe, daß ich ihn nicht mehr lesen kann, das Wasser war auf 12 bis 15 Fuß hoch gestiegen und aus seinem Bette getreten, der Strom hatte sich einen ungewohnten Weg gebahnt, auf seinem Wege eine Sennhütte getroffen und fortgerissen; 58 Kühe, 80 Ziegen und 4 Menschen kamen dabei um; ihre zerschmetterten Leichname fand man längs dem Ufer dieses neuen Flusses, der über die Landstraße gegangen war und sich in die Dora ergossen hatte. Baumstämme, Breter, große Steine waren vorläufig zusammengebracht und eine Art von Brücke daraus gemacht worden. Ueber diese Brücke nun wagte unser Fuhrmann mit dem beladenen Wagen nicht zu fahren, und dieß verschaffte uns die gewünschte Gelegenheit aus unserm Käfig auszusteigen.

Ich kenne keinen Mönch, keinen Karthäuser, Trappisten, Derwisch Fakir, kein seltenes Thier, das man für ein Paar Groschen sehen läßt, welches so gänzlich auf seinen freien Willen Verzicht thut, wie ein unglücklicher Reisender in dem Wagen eines Hauderers. Hier sind seine Wünsche, seine Bedürfnisse, sein Wille der Laune des Kutschers unterworfen, dem er anheim

gefallen ist, man läßt ihm nicht mehr Luft zukommen, als er gerade braucht um nicht zu ersticken, er darf nur so viel genießen, als nothwendig erfordert wird ihn lebendig an das Ziel seiner Reise zu bringen. — Die Annehmlichkeiten der Aussicht auf der Straße, die schönen Gegenden, an denen er vorbeifährt, Merkwürdigkeiten in den Städten, wo umgespannt wird, davon darf er gar nicht reden, wenn er sich nicht den Grobheiten des Fuhrmanns aussetzen will; wahrlich die Miethwagen sind eine ganz herrliche Erfindung für Reisediener und Mantelsäcke.

Wir erklärten nun unserm Fuhrmann, daß nur Vier von uns sich wieder einsetzen würden, die zwei Uebrigen wären entschlossen die 8 Stunden noch zu Fuße zu machen, und ich gehörte zu den Letztern.

Bei stockfinsterer Nacht kamen wir in Pré-Saint-Dizier an, dort fanden wir unsere Gefährten, müder noch als wir, und es ward beschlossen den andern Tag zu Fuße über den kleinen St. Bernhard zu gehen.

Mit einem Schrei der Verwunderung weckte am folgenden Morgen der zuerst Erwachende von uns die Andern aus dem Schlaf; es war, wie ich schon gesagt habe, finstre Nacht, als wir ankamen, daher hatten wir gar nicht die herrliche Aussicht erwartet, die man aus den Fenstern des Gasthofes genoß, und der Wirth, an diese Schönheiten gewöhnt, hatte uns nicht darauf aufmerksam gemacht.

Wir befanden uns am Fuße des Montblanc, aber

auf der Rückseite, Chamouny gegenüber. Fünf Gletscher senkten sich von dem schneebedeckten Kamm unsers alten Freundes hinab und schlossen wie eine Mauer den Horizont; dieser unerwartete Anblick, auf den wir gar nicht vorbereitet, war vielleicht das Schönste, das uns auf unserer ganzen Reise aufstieß, selbst Chamouny nicht ausgenommen.

Wir begaben uns nun hinunter um von dem Wirthe die Namen dieser Gletscher und der Spitzen zu erfahren; während er uns dieß erklärte, ging ein Jäger vorbei, die Büchse in der Hand und zwei Gemsen auf der Schulter, ein Weibchen und ein Junges, beide aus freier Faust geschossen. Bas de Cuir würde es nicht besser gemacht haben.

Der Wirth, sehend, daß wir Wißbegierige seien, schlug uns vor die königlichen Bäder zu besuchen; so erfuhren wir also, daß Pré-Saint-Dizier eine Heilquelle hat; zu unserm Unglück nahmen wir sein Erbieten an.

Er führte uns nun in eine alte, schlechte Baracke, die wir von oben bis unten durchkriechen mußten, er verschonte uns mit keiner Casserolle in der Küche, mit keinem Badeschwamm im Saale; endlich glaubten wir das Inventarium beendiget, aber wir mußten noch im Peristyl einen alten Nagel bewundern, an den Se. Majestät ihren Hut aufzuhängen geruhte.

Ich machte mich aus dem Staube und wünschte den König von Sicilien, Cypern und Jerusalem zu

allen Henkern. Meine Apostrophe lenkte natürlich die Unterhaltung auf die Politik, und da unter uns Sechs vier Repräsentanten verschiedener Ansichten waren, so entstand ein Streit; als wir nach Bourg-Saint-Maurice kamen, war derselbe noch nicht beendiget; wir hatten so unvermerkt 8 Stunden gemacht. Derjenige unter uns, der sich am Wenigsten heiser gestritten hatte, bestellte nun die Mahlzeit.

Nachdem dieß Geschäft abgemacht war, und uns noch vier Stunden vom Tage übrig blieben, setzten wir uns auf zwei Karren, fuhren ganz gravitätisch ab und hielten mit dem Schlage eilf Uhr von dem Gasthause zum rothen Kreuz in Moustier.

Dieses Städtchen hat nichts Merkwürdiges als seine Salzwerke; wir besuchten sie den andern Morgen.

Das Gebäude ist ungefähr eine halbe Stunde weit von der Quelle, aus der das Salz gewonnen wird; da, wo diese Quelle aus der Erde tritt, enthält sie $1\frac{1}{2}$ Salztheile auf 100 Theile Wasser. Bei dem Transport wird durch Verdunstung das Salzverhältniß schon bedeutend größer, bis das Wasser zur Pumpe kömmt. Diese Pumpe treibt es 30 Fuß hoch, und es vertheilt sich dann in eine Menge kleiner Kanäle, aus denen es auf Tausende von Stricken fällt. Diese außerordentliche Zertheilung bewirkt noch eine weit größere Verdunstung als die vorige, und da durch diese Verdunstung die Salztheile sich nicht verlieren, so er-

hält man ein sehr salzgeschwängertes Wasser, das dann zum Sieden in die Kessel gethan wird.

Man könnte zwar das Salz auf kürzerm Wege gewinnen, wenn das Wasser so, wie es aus der Quelle kömmt, gekocht würde, dieß erfordert aber zu viel Brennmaterialien.

Im Ganzen werden 15,000 Kilogramme gewonnen, die zu den 40,000 zu rechnen sind, welche in Savoyen verbraucht werden, und die der König seinen Unterthanen zu 6 Sous das Pfund verkauft; zu Ver, wo das Salz auf eben die Art gewonnen wird, verkauft die Regierung das Pfund zu 6 Liards. —

Noch an demselben Tage um 4 Uhr Nachmittags waren wir in Chambéry. Von dem Innern der öffentlichen Denkmäler dieser Hauptstadt Savoyens kann ich Nichts erwähnen, weil mir nicht erlaubt ward hineinzugehen, indem ich einen grauen Hut trug. Es scheint, daß das Kabinet der Tuilerien durch eine besondere Depesche diese strengen Maßregeln gegen die revolutionären Filze veranlaßt, und daß der König von Sardinien sich nicht um solcher Kleinigkeit willen mit seinem geliebten Bruder Ludwig Philipp von Orleans habe in Krieg einlassen wollen. Als ich darauf bestand und etwas derb mich über die Ungerechtigkeit eines solchen Befehls aussprach, sagten die königlichen Carabiniers, welche die Wache am Thore des Palastes hatten, mir ziemlich militärisch, wenn ich durchaus darauf bestände, so wäre noch ein Gebäude zu Cham-

béry, wo sie mich hineinführen dürften, das Gefängniß nämlich. Da nun aber doch wahrscheinlich der König von Frankreich sich nicht einem Kriege mit seinem lieben Bruder Karl Albert aussetzen würde wegen einer so unwichtigen Person wie sein Erbibliothekar, so erwiderte ich den Herren: sie wären für Savoyarden recht artig und als Carabiniers sehr witzig.

Gleich nach dem Essen fuhren wir ab, nachdem wir von unserer Rechnung 18 Franken abgezogen hatten, was den Wirth, Herrn Chevalier, gar nicht aus der Fassung zu bringen schien, und kamen eine Stunde nachher in Aix-les-Bains an. Das erste Wort, das wir hörten, als wir auf dem Markte anhielten, war „Vivat Heinrich V.," so rein und deutlich ausgesprochen wie möglich. Ich steckte sogleich den Kopf aus dem Wagen, weil ich glaubte, daß in einem Lande, wo die Regierung so kitzlich ist, der Legitime, der so öffentlich seine Meinung aussprach, sogleich bei dem Kragen gepackt würde. Nichts weniger als dieß; keiner von den 10 oder 12 Karabiniers, die auf dem Markte umhergingen, bezeigte sich im Geringsten feindselig; der Schreier trug freilich einen schwarzen Hut.

Die drei Gasthöfe in Aix waren voll gepfropft mit Fremden, die Cholera hatte eine Menge Hasenfüße dorthin gejagt, und die politische Lage von Paris eine Menge Mißvergnügter; so war nun Aix das Rendez-vous der adeligen und der Geld-Aristocratie: die erste repräsentirte die Frau Marquisin von Ca-

stries und die andere der Herr Baron von Rothschild; Madame de Castries ist bekanntlich eine der liebenswürdigsten und geistreichsten Damen von Paris.

Uebrigens hatte dieses Gedränge weder die Wohnungen, noch das Essen theuerer gemacht. — Ich fand bei einem Gewürzkrämer ein artiges Zimmerchen für dreißig Sous täglich, und bei einem Gastwirth gutes Essen für drei Franken. — Diese Kleinigkeiten sind für Viele sehr unintereſſant, und ich führe sie bloß an für Leute, die gleich mir vielleicht ein Gewicht darauf legen.

Ich wollte schlafen, aber in Aix ist das vor Mitternacht unmöglich: meine Fenster gingen auf den Markt, und der Markt war der Sammelplatz von ungefähr dreißig lärmenden Dandies, die den Grad ihres Vergnügens nach dem Lärm, den sie machen, abmessen. Ich konnte von ihrem Geplapper nur einen einzigen Namen verstehen, dieser ward aber freilich in einer halben Stnnde wohl hundertmal wiederholt: es war der Name Jacotot. Natürlicher Weise glaubte ich, es müsse eine sehr wichtige Person seyn, die diesen Namen führte, und ging deshalb hinunter um ihre Bekanntschaft zu machen.

Es giebt zwei Kaffeehäuser auf dem Markte: das Eine war leer, das Andere überhäuft voll; das Eine ging zu Grunde, während das Andere herrliche Geschäfte machte. Ich fragte meinen Wirth, woher dieser Vorzug käme: Jacotot, sagte er, zieht die

Gäste an. Ich wagte nicht zu fragen, wer Jacotot sei, um nicht gar zu unwissend zu erscheinen; deshalb machte ich mich auf den Weg nach dem sehr besuchten Kaffeehause. Alle Tische waren besetzt, an einem derselben fand ich noch ein Plätzchen, wo ich mich niederließ und den Marqueur rief.

Mein Ruf blieb unbeantwortet; ich nahm mich also zusammen und rief, so stark ich konnte, aber es hatte so wenig Wirkung wie das erste Mal.

Sie sind erst kürzlich in Aix angekommen, sagte zu mir mit einem auffallend deutschen Accent ein Tischnachbar, der Bier trank und Tabak rauchte.

Erst diesen Abend, mein Herr.

Er machte eine Miene als ob er sagen wollte, „nun begreif' ich es," wandte den Kopf nach der Thüre zu und rief nur „Chacotots!"

Gleich, gleich, mein Herr — antwortete eine Stimme, den Augenblick darauf erschien Jacotot selbst, er war weiter nichts als der Marqueur.

Er blieb vor uns stehen; es lag in diesem dicken dummehrlichen Gesichte ein Lächeln, das man selbst gesehen haben muß um sich einen Begriff davon zu machen. Indem ich Limonade bestellte, riefen wohl zwanzig Stimmen zugleich:

Jacotot, eine Cigarre!

Jacotot, die Zeitung!

Jacotot! Feuer.

Jacotot zog, so wie etwas verlangt ward, es

sogleich aus seiner Tasche; ich war einen Augenblick in Versuchung zu glauben, er habe des Fortunatus Wünschelhütchen.

Jacotot, zwanzig Louisdor!

Jacotot hielt die Hand vor die Augen um den Herrn zu erkennen, der zuletzt gerufen, und da er wahrscheinlich wußte, daß derselbe solvent sei, griff er in seinen Zaubersack, zog eine Hand voll Gold heraus, gab es dem Herrn mit seinem gewöhnlichen: Da, Da, mein Herr, und sprang fort meine Limonade zu holen.

Du verlierst wohl, Paul? fragte ein junger Mann, der an einem Nebentische saß.

Drei Tausend Franken.

Spielen Sie? fragte mich der Deutsche.

Nein, mein Herr.

Warum nicht?

Ich bin nicht arm genug um des Gewinnstes willen zu spielen, und nicht reich genug um verlieren zu können.

Er sah mich starr an, trank ein Glas Bier aus, blies eine Dampfwolke von sich, legte die Ellenbogen auf den Tisch, stützte den Kopf und sagte ganz ernsthaft:

Sie haben Recht, junger Mann — Jacotot!

Hier, hier, mein Herr.

Eine andere Flasche und eine andere Cigarre.

Jacotot brachte die sechste Flasche und die vierte Cigarre.

Während ich meine Limonade trank, klopften

zwei meiner Reisegefährten mir auf die Schulter; sie hatten mit einigen Freunden, die sie in Aix getroffen, für den folgenden Tag eine Badeparthie nach dem See von Bourget verabredet, der nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ist, und luden mich dazu ein; natürlich sagte ich zu und erkundigte mich nur, auf welche Art wir den Weg machen würden, und da sie mir versicherten, daß Alles schon besorgt sei, legte ich mich ruhig ins Bette.

Am andern Morgen ward ich von einem Lärm unter meinem Fenster aufgeweckt; einige dreißig Stimmen riefen meinen Namen, so laut sie nur konnten. Ich sprang aus dem Bette und lief ans Fenster. Dreißig bis vierzig Esel mit ihren Reitern nahmen in zwei Reihen die Breite des Marktes ein; das war ein Anblick, der Sancho Freude gemacht haben würde; ich ward nun gerufen mich der Caralcade anzuschließen.

Ich bat um eine Frist von fünf Minuten, die mir bewilligt wurde. Man hatte für mich die schätzenswerthe Aufmerksamkeit gehabt mir eine herrliche Eselin Namens Christine aufzubewahren. Der Marquis von Montaigu, auf einem stolzen schwarzen Rappen mit Mähne und Schweif, war zum Anführer erwählt und commandirte die ganze Brigade; er gab das Zeichen zum Aufbruch mit dem gewöhnlichen Commando-Wort der Kürassier-Obristen:

„Vorwärts! vier Mann hoch! Trabt, wenn Ihr wollt, und Galopp, wenn es geht.“

So ritten wir nun fort, jeder von einem Jungen gefolgt, der den Esel mit einem Stachel antrieb. Nach zehn Minuten erreichten wir den See zu Bourget; aber als wir ausritten, waren wir Fünfunddreißig, und bei unserer Ankunft nur Zwölf; Funfzehn waren unterweges heruntergefallen, die andern Acht konnten ihre Thiere nicht aus ihrem gewohnten Schritt bringen, meine Christine lief indessen wie das Roß des Perseus.

Die Seen in der Schweiz und Savoyen haben wahrlich etwas Wunderschönes mit ihrem blauen hellen Wasser, in welchem man 80 Fuß tief den Grund sieht. Man muß so wie wir von den unreinen, schlammigen Bädern der Seine hergekommen seyn, um sich die Wollust zu denken, mit der wir uns hineinstürzten.

Gegenüber dem Orte, wo wir uns befanden, stand ein ziemlich in die Augen fallendes Gebäude, ich gab einem meiner Cameraden einen Stoß unter dem Wasser weg, und als er wieder hervorkam, fragte ich, was das für ein Gebäude sei; er seiner Seits packte mit beiden Händen meinen Kopf, sprang auf meine Schultern und stieß mich so wohl funfzehn Fuß tief unter das Wasser, und so wie ich wieder mit dem Kopfe vorkam, rief er mir zu — das ist Hautecombe, Begräbniß der Könige von Sardinien und der Herzöge von Savoyen.

Es ward vorgeschlagen dort zu frühstücken und die königlichen Gräber und den intermittirenden Brun-

nen zu beschauen. Unsere Fährleute sagten uns, daß wir diese letzte Merkwürdigkeit wohl nicht würden sehen können, weil seit acht Tagen die Quelle nicht liefe, da wir 26 Grad Hitze hätten. Nichts desto weniger ward aber doch der Vorschlag angenommen; indessen machte einer von uns die Bemerkung, daß 35 lustige Gesellen, wie wir, wohl schwerlich mit Eiern und Milch, dem Einzigen, was in einem armen savoyischen Dorfe zu haben ist, zufrieden seyn würden. Es ward also ein Junge mit zwei Eseln nach Aix spedirt; der Bursche hatte einige Zeilen an Jacotot mit, uns ein kräftiges Frühstück zu senden. Diejenigen von uns, die auf dem Rückwege von ihren Eseln fallen würden, sollten die Zeche bezahlen.

Man kann sich denken, daß wir früher nach Hautecombe kamen als unsere Lieferanten: bis sie eintrafen, gingen wir nach der Kapelle, wo die Grabmäler sind.

Es ist eine artige kleine Kirche, die, zwar aus neuerer Zeit, doch ganz im gothischen Geschmacke gebaut ist; hätten die Mauern auch die düstre Farbe, welche die Jahrhunderte allein im Vorüberziehen geben, so könnte man sie von außen für ein Gebäude aus dem 15. Säculum halten.

Gleich am Eingange stößt man auf das Grab des Königes Karl Felix, des ersten Gründers der Kapelle; es scheint, er wolle, nachdem er die Leichname seiner Vorfahren dieser Kirche übergeben hatte, als

frommer Sohn zuletzt Wache halten an der Thüre über die theuren Reste seiner Väter, deren Geschlecht weiter als sieben Jahrhunderte hinaufgeht.

An jeder Seite des Ganges zum Chore stehen schöne marmorne Grabmäler, auf denen die Herzöge und Herzoginnen von Savoyen dargestellt sind, die Herzöge mit einem Löwen zu ihren Füßen, als Sinnbild des Muths; die Herzoginnen mit einem Windhund, Sinnbild der Treue. Andere, die auf dem heiligen Wege blieben und nicht auf dem des Blutvergießens wandelten, stehen da im härenen Gewande und mit Holzschuhen, Zeichen der Duldung und Demuth. Diese Monumente sind von schöner Arbeit, kräftig ausgeführt, allein unter jedem ist, gleichsam um den Contrast des Charakters und des Kostüms recht grell zu zeigen, ein Medaillon, entweder oval oder viereckig, worauf von neueren Künstlern Kriegs- oder Büßungsscenen aus dem Leben desjenigen vorgestellt sind, der unter dem Grabsteine schläft. Da sieht man den Helden ohne die unmodische Rüstung, mit der er oben auf dem Monumente angethan ist, in griechischem Kostüme kämpfen, Schwert oder Wurfspieß in der Hand, in der schulgerechten Stellung eines Romulus oder Leonidas. Diese Künstler waren zu stolz um zu copiren und hatten zu viel Inspiration um der Wahrheit treu zu bleiben. Friede sei ihrer Asche!

Wir sahen einige Geistliche, die für die Seelen ihrer alten Gebieter beteten; es sind Mönche aus einer

Cisterzienserabtei, die an die Kapelle stößt, und welche den Dienst darin haben. Die eigentliche Zeit der Gründung dieser Abtei fällt in den Anfang des 12. Jahrhunderts, aus ihrem Schooße gingen zwei Päpste hervor: Gottfried von Chatillon, 1241 unter dem Namen Clemens VI., und Johann Cajetan Orsini, 1277 als Nicolaus III. erwählt.

Während wir das Kloster besahen und Erkundigungen einzogen, war unser Proviant angekommen, und ein leckeres Mahl erwartete uns unter den Kastanienbäumen kaum 300 Schritte von der heiligen Abtei; wir empfahlen uns den ehrwürdigen Vätern und sprangen zu unserm Frühstück. Auf dem Wege dahin blieb die intermittirende Quelle uns links liegen; ich war neugierig sie näher zu sehen, und fand dort den Deutschen von gestern Abend, seine Cigarre im Munde, die Hände auf dem Rücken; er wartete schon drei Stunden, daß die Quelle anfangen sollte zu sprudeln, denn man hatte ihm nicht gesagt, daß sie seit acht Tagen versiegt war.

Ich traf meine Gefährten wie die Römer um ihr Mahl gelagert; es bedurfte nur eines Blickes um Jacotot volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er ist doch einer von jenen seltenen Menschen, die ihren Ruf verdienen.

Als das Frühstück verzehrt, der Wein getrunken und die Flaschen zerbrochen waren, dachten wir auf den Rückmarsch, und dabei kam die am Mor-

gen gemachte Bedingung wieder in Anregung, daß nämlich diejenigen, die von ihren Eseln abgeworfen würden, für die Uebrigen bezahlen sollten; es fand sich aber am Ende, als man die Rechnung machte, daß das Frühstück ein Pickenick sei.

Bei unserer Rückkunft trafen wir ganz Aix in Aufruhr. Wer Pferde hatte, ließ anspannen, wer keine hatte, bestellte Miethwagen, und wer diese nicht mehr bekommen konnte, bestürmte die Post; Einige sogar wollten zu Fuße gehen; die Damen umringten uns händeringend und baten um unsere Esel; auf alle unsere Fragen bekamen wir keine Antwort als — „die Cholera! die Cholera!“ — Da wir nun durchaus keine Erläuterung dieser Volksbewegung erhalten konnten, riefen wir Jacotot.

Er kam bitterlich weinend heran und erzählte auf unsere Fragn:

Der Herr eines Eisenhammers war gestern angelangt und hatte sich gerühmt die sechstägige Quarantaine, welche die sardinische Regierung auf alle Fremden gelegt, umgangen zu haben. Nach seinem Frühstück hatte derselbe Schwindel und Kolik bekommen und war so unvorsichtig gewesen es seinem Nachbar zu klagen; dieser erkannte gleich die Symptome der asiatischen Cholera; nun sprang jeder auf und Mehrere liefen auf den Markt und schrien: „die Cholera! die Cholera!“ als ob Feuer gerufen würde.

Der Patient, der an dergleichen Anfälle gewöhnt

war und gewöhnlich sich mit Thee oder bloß mit warmem Wasser curirte, ward am allerwenigsten darüber unruhig und ging ganz gelassen in sein Quartier um seine gewohnten Mittel anzuwenden, als er vor seiner Thür schon die fünf Badeärzte fand. Nun wollte das Unglück, daß den armen Mann, grade in dem Augenblicke, da er seinen Hut vor der achtbaren savoyischen Facultät abzog, ein heftiger Schmerz befiel, der ihn zwang mit dem Hute in der Hand schnell an den Unterleib zu greifen, wo die Pein ihren Sitz hatte. Sämmtliche fünf Aerzte sahen sich unter einander mit wichtiger Amtsmiene an, als ob sie sagen wollten: „der Fall ist äußerst wichtig." Zwei von den Herren packten nun Jeder einen Arm des Patienten, befühlten seinen Puls und erklärten: Cholera im ersten Grade.

Der Fremde, dem wohl Molière's Herr von Pourceaugnac einfallen mochte, sagte ihnen ganz gelassen, daß er doch wohl, unbeschadet der hohen Achtung, die er vor ihrem Stande und ihrer Wissenschaft hege, seinen Zustand müsse besser beurtheilen können als sie, da er diesen Zufall schon oft gehabt, und daß alle die Symptome, welche sie als asiatische Cholera auslegen wollten, nichts als Zeichen von Indigestion wären, und bat sie höflich ihm Platz zu machen, damit er ins Haus und bei dem Wirthe Thee bestellen könne. Die Aerzte aber erklärten, daß sie das unmöglich zugeben könnten, indem sie von der Regie-

rung beauftragt wären für die Gesundheit der Stadt zu sorgen, daß daher jeder Badegast, der in Aix krank würde, von Rechts wegen ihnen gehöre. Der arme Fremde machte jetzt einen letzten Versuch, er bat um eine vierstündige Frist, sich auf seine Weise zu curiren, und versprach, wenn er nach dieser Zeit nicht völlig hergestellt sei, sich auf Gnade oder Ungnade in die Hände der Facultät zu geben; allein die weisen Herren erwiderten, daß die asiatische Cholera, von der er gerade Anfälle habe, so schnelle Fortschritte mache, daß er binnen vier Stunden vielleicht schon todt sei.

Während des Streites hatten die Aerzte sich etwas ins Ohr geflüstert; Einer von ihnen war darauf fortgegangen und kam jetzt mit vier Carabiniers und einem Brigadier zurück, der seinen Schnauzbart strich und barsch fragte, wo der infame Cholera-Kranke sei. Man zeigte ihm den Patienten, und sogleich packten zwei Carabiniers ihn bei den Armen und zwei Andere bei den Beinen. Der Brigadier zog seinen Säbel, und so marschirten sie im richtigen Schritt ab, und die fünf Aerzte folgten dem Zuge. Der Kranke schäumte vor Wuth, schrie aus vollem Halse und biß, was er erreichen konnte. Dieß waren wahrscheinlich die Symptome der asiatischen Cholera im zweiten Grade; die Krankheit machte gewaltig rasche Fortschritte.

Diejenigen, welche diese Procession sahen, zweifelten nun nicht mehr, und man bewunderte die Aufopfe-

rung der würdigen Aerzte, die für das Wohl der Menschheit sich der Ansteckung aussetzten. Jeder suchte so schnell wie möglich sich zu salviren. In dieser Periode des panischen Schreckens kamen wir grade zurück.

In demselben Augenblicke klopfte unser Deutsche Jacotot auf die Schulter und fragte ihn: ob vielleicht das Ausbleiben der Quelle hier die Bestürzung verursacht habe; und Jacotot erzählte ihm nun die ganze Geschichte vom Anfange bis zum Ende. Jener hörte ihn mit seiner gewohnten Gravität an, und als Jacotot damit fertig war, sagte der Deutsche nichts als Hm! — und machte sich auf den Weg zum Badehause. — Wo wollen Sie hin, mein Herr; wo gehen Sie hin? schrie man von allen Seiten ihm zu.

„Ich will den Kranken sehen" — und somit setzte er seinen Weg fort und kam eben so ruhigen Schrittes wieder zurück; Alles drängte sich um ihn herum und fragte, was der Cholera-Kranke mache.

„Sie öffnen ihn" —

„Was! sie öffnen ihn?"

„Ja, ja, sie schneiden ihm den Bauch auf" — und dabei machte er mit der Hand eine Bewegung um es recht zu verdeutlichen.

„Er ist also schon todt?"

„Ja, wahrscheinlich schon."

„Und an der Cholera?"

„Bewahre! nein an einer Indigestion; der arme Mann! er hatte stark gefrühstückt; und das war ihm

nicht gut bekommen; sie haben ihn in ein heißes Bad gesteckt, und da ist er an dem Frühstück erstickt. So verhält es sich."

Das war wahr; den andern Tag ward der Mann begraben und den dritten Tag sprach kein Mensch mehr von der Cholera. Nur die Aerzte allein behaupteten, er sei an der herrschenden Epidemie gestorben. —

Den folgenden Tag gab ich die Badepartihien auf. Ich konnte nur noch wenige Tage in Aix verweilen und nahm mir also vor die alten römischen Thermen sowohl, wie die modernen Bäder mit Aufmerksamkeit zu besehen.

Die Stadt Aix hat ein hohes Alter. Die Bewohner, unter dem Namen Aquenses bekannt, standen unter dem unmittelbaren Schutz des Domitian, wie dieß der erste Name des Bades, Aquae Domitianae, beweist. Unter dem Kaiser Augustus war hier der Sammelplatz der reichen Kranken Roms.

Aix brannte vier Mal ab; das erste Mal im dritten Jahrhundert, das zweite und dritte Mal im 13. und das letzte Mal im 17. Jahrhundert. Im Jahr 1000 am 3ten der Idus des Mai kam es von Rudolph, König von Burgund jenseits des Jura, an Berold von Sachsen. Nachdem es lange ein Zankapfel und Gegenstand des Krieges zwischen den Herzögen von Savoyen und den Grafen von Genf gewe=

sen war, blieb Aix endlich vermöge eines 1203 abgeschlossenen Tractats unter der Herrschaft Savoyens.

Die verschiedenen Revolutionen, die es seitdem durch die Züge der Barbaren erlitt, denen auch die Zerstörung der römischen Bäder zuzuschreiben ist, bis auf den letzten Brand 1630, hatten die Heilkräfte des Bades ganz in Vergessenheit gebracht. Ueberdieß waren die alten römischen Anlagen durch den, von den um Aix liegenden Bergen herabströmenden Regen und die von demselben hergeführte vegetabilische Erde und den Schutt der Felsen wohl 8 bis 10 Fuß hoch versandet worden. Im Anfange des 17. Jahrhunderts endlich fand ein Doctor aus einer kleinen Stadt in der Dauphinée, Namens Cabias, die Quellen auf, welche die Bewohner ganz aus der Acht ließen; die freilich sehr unvollständigen chemischen Untersuchungen, welche er anstellte, entdeckten ihm ihre Heilkraft für verschiedene Krankheiten. Nach der Rückkehr in seine Heimath rieth er bei Gelegenheit diese Bäder an und begleitete reiche Kranke, die den Versuch machen wollten, selbst dahin. Die Heilung solcher Patienten veranlaßte die Herausgabe einer kleinen Schrift: „Von den wunderbaren Kuren und Eigenschaften der Bäder zu Aix.“ Sie erschien 1624 zu Lyon und verschaffte den Bädern einen Ruf, der seitdem immer zunahm.

Die übrig gebliebenen Denkmale aus der römischen Zeit sind: ein Bogen oder vielmehr eine Arcade,

die Ruinen eines Dianentempels und die Ueberbleibsel der Thermen.

Bei dem Aufwerfen von Gräbern in der Kirche von Bourget fand man auch noch einen Altar der Minerva, den Opferstein, die Urne, worin das Blut des Opferthiers aufgefangen ward, und das scharfe steinerne Messer, womit das Opfer geschlachtet wurde; allein der Pfarrer hat aus heiligem Religionseifer alle diese Gegenstände auf die Seite geschafft.

Der römische Bogen hat zu vielem Streit Gelegenheit gegeben; Einige behaupten, es sei der Eingang zu den nicht weit von demselben entfernten Bädern gewesen, Andere machen ein Grabmal daraus; noch Andere endlich einen Triumphbogen.

Eine Inschrift wenigstens giebt den Namen des Erbauers dieses Monuments an, ohne jedoch über den Zweck Belehrung zu geben; sie lautet:

L. Pompeius Campanus
vivus fecit.

Daher heißt er auch Bogen des Pompejus.

Der Tempel der Diana ist weniger vollständig. Ein Theil der Steine desselben ist zu den prächtigen Treppen des Cercle *) verbaut; die übriggebliebenen wurden zum Fundament eines elenden kleinen Theaters verwandt. Eine der vier Wände der Bibliothek des

*) Im Cercle kommen Abends die Badegäste zusammen.

Cercle besteht aus der Mauer dieses alten Denkmals, man ist so vernünftig gewesen sie durch keine Tapeten zu verstecken, und so können Liebhaber immer noch die ungeheuern Steine sehen, die bei diesem Baue angewendet sind. Die kleinsten davon sind 2 Fuß hoch und 4 breit. Sie liegen einer auf dem andern, ohne Kitt, und scheinen nur durch ihre eigene Schwere sich zu erhalten.

Die Reste der römischen Thermen liegen unter dem Hause eines Privatmannes, des Herrn Perrier. Ich habe schon oben gesagt, daß die Wasser durch Zuführung von Erde diese alten Anlagen verschütteten; daher waren sie ganz verschwunden, und Niemand kannte sit; als man den Grund von Herrn Perrier's Hause grub, wurden sie aufgefunden.

Vier Stufen einer alten Treppe, mit weißem Marmor gedeckt, führen erst in ein achteckiges, 20 Fuß langes Badezimmer, das rund herum mit Sitzen für die Badenden versehn ist. Diese Sitze und der Boden sind auch mit weißem Marmor überzogen; unter jedem Sitze befinden sich Erwärmungsröhren, und hinter dem höchsten von diesen Sitzen sind die Oeffnungen, aus welchen der Dampf sich in den Zimmern verbreitete. Im Boden dieses Badezimmers war das ungeheure Lavabo von Marmor mit kaltem Wasser, in das die Alten unmittelbar nach dem Dampfbade sich stürzten. Dieses Lavabo ward bei dem Ausgraben zerbrochen, allein der eingeschlemmte Schutt, mit dem es ange-

füllt, hatte, da er darin ganz verhärtet war, die ganze Form der Wanne erhalten.

Unter dem Badezimmer ist der Behälter für das warme Wasser, wovon der Dampf in das Oberzimmer stieg; er mußte viel Wasser fassen, weil die Wand des Leitungscanals, der damit in Verbindung steht, bis 7 Fuß hoch bröckelig ist.

Der obere Theil dieses Behälters allein hat frei gestanden; untersucht man aber die viereckigen Kapitäler der Säulen, die aus der Erde hervorragen, und schließt von dem Bekannten auf das Unbekannte nach architektonischen Regeln, so müssen diese Säulen noch 9 Fuß tief in der Erde stecken; sie sind von Backsteinen, und jeder Stein ist mit dem Namen des Fabrikanten versehen, der Glarianus hieß. —

Wenn man den Weg, den das Wasser nahm, verfolgt, so kommt man in den Gang, aus welchem der Dampf entlassen wurde; die Wärmecanäle, die man am Plafond bemerkt, sind dieselben, deren entgegengesetzte Mündung man hinter dem höchsten Tritte des Behälters gewahr wird. Am Ende eines anderen Ganges findet man ein besonderes Bad für zwei Personen, 8 Fuß lang und 4 breit. Das Zimmer selbst bildet die Badewanne; es ist durchaus mit weißem Marmor ausgelegt und von Backsteinsäulen gestützt, zwischen deren Kapitälern das Wasser aus den Thermen circulirte. Man stieg in dieß Bad von der Seite

auf Stufen von gleicher Länge und Breite wie die Wanne selbst; unter jeder von diesen Stufen liefen Wärmeröhren, damit man bequem mit bloßen Füßen darauf treten konnte, und damit der kalte Marmor nicht das Wasser des Bades abkühlte.

Uebrigens muß man nicht glauben, daß diese Nachsuchungen von dem Herrn des Grundstücks in wissenschaftlicher Absicht gemacht wurden, es geschah bloß um einen Keller zu graben; die Corridors, welche wir eben beschrieben haben, führen gerade dahin.

Als wir wieder hinaufstiegen, sahen wir in dem Garten einen antiken Meridian; er ist wenig von den Unsrigen verschieden.

Die modernen Gebäude sind der Cercle und die Bäder.

Der Cercle ist das Haus, in welchem die Badegäste sich versammeln. Für zwanzig Franken erhält man eine Eintrittskarte in die Säle. Diese bestehen aus einem Vereinigungszimmer, wo die Damen arbeiten oder Musik machen, einem Ball- und Concertsaale, einem Billardzimmer und einer Bibliothek, von der ich schon bei Gelegenheit des Dianentempels gesprochen habe.

Ein großer, an diese Gebäude stoßender Garten bietet einen herrlichen Spaziergang dar. Auf der einen Seite verliert sich der Horizont fünf bis sechs Stunden weit in bläulicher Ferne; auf der andern

wird er begrenzt von dem Dent-du-Chat, der höchsten Spitze in der Umgegend von Aix, so genannt wegen seiner weißen Farbe und seiner spitzigen Gestalt.

Der Bau des Hauses, wo die Bäder genommen werden, ward 1772 angefangen und 1784 vollendet, auf Befehl und auf Kosten von Victor Amadeus. Eine auf dem Fronton des Monuments eingegrabene Inschrift bezeugt die Freigebigkeit des sardinischen Königs. Sie lautet:

Victor Amadeus III. Rex Pius Felix Augustus
P. P. Hasce Thermales Aquas, A Romanis
Olim E Montibus Derivatas, Ampliatis
Operibus In Novam
Melioremque Formam Redigi
Jussit, Aptis Ad Aegrorum Usum
Aedificiis Publicae Salutis Gratia
Exstructis Anno MDCCLXXXIII.

In dem ersten Zimmer, rechts am Eingange, sind die beiden Hähne, aus welchen die Badegäste täglich dreimal das Glas Wasser schöpfen, das sie trinken müssen. Auf einem dieser Hähne steht das Wort Schwefel, auf dem andern das Wort Alaun. Der eine hat bis 35 Grad Wärme, der andere bis 36.

Das Schwefelwasser wiegt $\frac{1}{5}$ weniger als gewöhnliches Wasser; ein Stück Geld, mit demselben in Berührung gebracht, wird in 2 Sekunden oxydirt.

Wenn man das Warmquellwasser mit dem ge-

wöhnlichen Wasser vergleicht, findet sich das Auffallende, daß das gewöhnliche, wenn es durch Aufwallen zu 80 Grad Hitze gesteigert ist, durch seine Berührung mit der atmosphärischen Luft in zwei Stunden ungefähr 60 Grad verliert, während das Warmquellwasser, wenn es des Abends um 8 Uhr in die Badewanne eingelassen wird, am folgenden Morgen um 8 Uhr, d. h. 12 Stunden nachher nur, 14—15 Grad verliert; dadurch behalten die gewöhnlichen Bäder eine hinlängliche Hitze von 18—19 Grad.

Was die Kur-Bäder betrifft, nehmen die Kranken diese gewöhnlich zu 35 bis 36 Grad, so daß man also das Wasser weder kälter noch wärmer zu machen braucht, da es der Blutwärme gleich ist; in dieser Hinsicht hat Aix einen großen Vorzug vor andern Bädern, die immer entweder zu kühl oder zu heiß sind: sind sie zu kühl, so muß man das Wasser erwärmen, und wie viel Gas geht dabei nicht verloren; sind sie zu heiß, so müssen sie durch Zuschüttung von kaltem Wasser abgekühlt oder an der Luft erkaltet werden; und in beiden Fällen ist leicht einzusehen, wie viel sie durch Zuschütten oder Erkaltenlassen an ihrer Wirksamkeit verlieren müssen.

Diese Warmbäder besitzen auch noch vor denen anderer Orte einen natürlichen Vorzug, nämlich den, daß solche warme Quellen gewöhnlich in niederen Gegenden entspringen, diese hingegen 30 Fuß über dem

Niveau des Badehauses sind. Das Wasser dieser Quellen kann also, nach dem Gesetz der Schwere, ohne Druck hoch genug steigen, um schwach oder stark bei Tropfbädern angewendet zu werden.

Zu gewissen Zeiten, besonders wenn die Temperatur der Luft von 12 auf 9 Grad über Null fällt, bemerkt man an jedem dieser Wasser, die doch aus Einer Quelle zu kommen scheinen, ganz verschiedene Phänomene. Das Schwefelwasser führt eine schleimige Materie mit sich, die, wenn sie dick wird, einer vollkommenen animalischen Gallerte ähnlich ist, sie hat ganz den Geschmack und die nährende Eigenschaft derselben; dagegen führt andererseits das Alaunwasser in fast gleicher Quantität eine beinahe eben solche rein vegetabilische Gallerte.

Im Jahr 1822 am Fastnachtstage spürte man in der ganzen Alpenkette ein Erdbeben; 37 Minuten nach der Erschütterung kam aus den Schwefel- und den Alaunröhren eine Menge animalischer und vegetabilischer Gallerte.

Die Beschreibung aller verschiedenen Cabinetchen und Vorrichtungen zum Tropfbad würde zu weitläuftig werden. Bei den Tropfbädern ist die Wärme verschieden; in den einzelnen Cabinetchen aber ist sie immer gleich, nämlich 33 Grad. Eines dieser Cabinetchen, die Hölle, hat eine bedeutend höhere Temperatur; das kömmt daher, daß die Säule des heißen

Wassers stärker ist, und daß, wenn einmal die Thüren und das Guckloch verschlossen sind, man keine äußere Luft mehr einathmet, sondern bloß die, welche sich aus den Dämpfen entwickelt. Diese wahrhafte Höllenatmosphäre treibt die Circulation des Blutes bis zu 85 Pulsschlägen in einer Minute; der Puls eines Engländers, der an der Schwindsucht starb, gab bis auf 210 Pulsationen, das heißt in jeder Secunde 3½. Hierher war der Eisenhammer-Besitzer gebracht worden; der Hut des armen Teufels hing noch dort.

In der Stadt selbst findet sich ein Eingang, der zu den Quellen führt; es ist eine mit einem Gitter verschlossene Oeffnung, 3 Fuß breit; sie heißt das Schlangenloch, weil ihre Mittagslage und der Dunst, der dort herausdringt, zwischen 11 und 2 Uhr eine Menge Schlangen anlockt; kömmt man zu dieser Tageszeit hin, so findet man immer eine Menge von diesem Gewürm, das sich bei der doppelten Wärme gütlich thut, und da diese Thiere nicht zu den giftigen gehören, werden sie von den Kindern gezähmt, welche damit bei den Fremden einige Pfennige zu verdienen suchen.

Während ich nun so die Merkwürdigkeiten von Aix besuchte, wandte ich mich auch zu der Cascade von Grésy, ungefähr ¾ Stunden von der Stadt. Ein unglücklicher Zufall, der 1813 der Baronin von Broc, Hof-

dame der Königin Hortense, dort begegnete, hat dieser Cascade eine traurige Celebrität verschafft. Uebrigens bietet der Wasserfall nichts Besonderes als die Trichter, die er in den Felsen ausgehöhlt hat, und in deren einem die schöne junge Frau ihren Tod fand. Grade als ich dort hinkam, war das Wasser seicht, so daß die Oeffnungen von 3 Trichtern trocken lagen; die Trichter selbst sind wohl 15—18 Fuß tief; durch die innern Wände derselben hat das Wasser eine Verbindung gewühlt, indem es die Felsen aushöhlte. So geht es hinunter bis zum Bette eines Flusses, der ungefähr 30 Fuß tief zwischen so engen Ufern hinstürzt, daß man leicht hinüberspringen kann. Die Königin Hortense besuchte diese Cascade in Begleitung der Damen Parquin und von Broc; die letztere, als sie auf einem Brete über den breitesten Trichter ging, wollte sich auf ihr Sonnenschirmchen stützen, verfehlte das Bret, verlor das Gleichgewicht und stürzte mit einem Schrei in den Schlund: sie war 25 Jahre alt.

Die Königin ließ ihr ein Grabmal auf der Stelle setzen, wo das Unglück sich zugetragen hatte, mit der Inschrift:

Die Baronin von Broc,
25 Jahre alt, fand hier ihren Tod
Vor den Augen ihrer Freundin.
Den 10. Juni 1813.

O Ihr,
Die Ihr diese Orte besucht,
Nur mit Vorsicht
Naht euch diesen
Abgründen,
Denket an die,
Die euch
Lieben!

Auf dem Rückwege findet man an einer Seite der Straße, am Ufer der Bai, die eisenhaltige Quelle von St. Simon, die der jüngere Despine, einer der Aerzte von Aix, entdeckte. Ueber dieselbe hat er einen classischen Brunnen bauen und den noch weit classischeren Namen der Göttin Hygieia darauf setzen lassen; darunter: Brunnen St. Simon. Ich weiß nicht, ob dieser Name mit dem neuen Propheten unserer Tage in Verbindung steht.

Das Wasser aus diesem Brunnen wird bei Magenübeln und lymphatischen Krankheiten angewandt. Im Vorbeigehen kostete ich es, es schmeckte nicht unangenehm.

Ich kam gerade zum Mittagsessen zurück: als dieß beendigt war, trennten sich die Gäste, und ich bemerkte, daß Niemand auch nur im Geringsten über Kolik klage; ich für mein Theil hatte mich müde gelaufen und legte mich nieder.

Um Mitternacht wurde ich durch ein großes Ge-

räusch und einen hellen Schein erweckt. Mein Zimmer war voll Badegäste; vier unter ihnen hielten brennende Fackeln in der Hand: man wollte mich abholen um die Dent-du-chat zu besteigen.

Es giebt Späße, die denen, auf die sie gemünzt sind, nur erst dann gefallen, wenn sie selbst in einem gewissen Grad munter und im Zuge sind. Diejenigen, die durch Schwatzen und Trinken munter geworden waren und befürchteten, daß der Schlaf das frohe Gelag stören möchte, schlugen vor den Sonnenaufgang auf dem Gipfel des Katzenzahns anzusehen, und fanden natürlich bei den Andern Beifall. Ich aber, der ich mich schon ruhig und müde hingelegt hatte und nun plötzlich durch eine so unpassende Einladung aufgestört wurde, fand dieß Anmuthen, wie man wohl denken kann, nicht sonderlich nach meinem Geschmack. Dies schien den Kletterern ganz sonderbar, sie glaubten, ich hätte nicht ausgeschlafen, und um mich wieder munter zu machen, packten Vier mich an und legten mich mitten in der Stube hin. Während dessen machte ein Anderer es noch schlimmer, er nahm das Waschbecken, in dem ich unglücklicher Weise das Wasser gelassen hatte, und goß es in mein Bett. Wenn auch dadurch der Spaziergang nicht angenehmer ward, so wurde er doch wenigstens nun für mich fast unvermeidlich. Ich that also, als ob die Sache mir recht Spaß mache, und 5 Minuten darauf war ich zum Abmarsch fertig. Wir waren Unserer 12, und mit 2 Führern 14.

Als wir über den Markt gingen, schloß Jacotot gerade sein Kaffeehaus, und der Deutsche, der eben seine letzte Cigarre rauchte und seine letzte Flasche trank, rief uns zu: Glückliche Reise! .... Dank. Jacotot wünschte uns viel Vergnügen!

Wir fuhren über den kleinen See von Bourget, um an den Fuß des Berges zu kommen, den wir ersteigen wollten; der See war blau, durchsichtig und ruhig, auf dem Grunde schienen eben so viele Sterne zu seyn wie am Himmel. An seinem westlichen Ende bemerkte man den Thurm von Hautecombe wie ein weißes Gespenst, während zwischen ihm und uns die Fischerböte langsam hinglitten, am Vordertheile eine brennende Fackel, die sich im Wasser spiegelte.

Hätte ich allein dort ganze Stunden lang bleiben können, träumend in einer frei treibenden Barke, ich würde wahrlich weder meinen Schlaf noch mein Bette bedauert haben. Aber ich war ja nicht deshalb ausgegangen, sondern um mich zu amüsiren, nun ja, ich amüsirte mich.... Es ist doch ein sonderbares Ding in der Welt, daß man immer ein Glück entschlüpfen läßt, um ein Vergnügen zu suchen!

Wir fingen um halb ein Uhr nach Mitternacht an zu steigen, der Fackelmarsch nahm sich wirklich recht artig aus. Um 2 Uhr hatten wir ¾ des Weges zurückgelegt, aber das, was uns nun noch übrig blieb, war so schwierig und gefährlich, daß unsere Führer uns einen Halt machen ließen, um die ersten Strahlen

des Morgens zu erwarten. Als diese erschienen, setzten wir unsern Weg fort, der bald so steil ward, daß wir mit Händen und Füßen Einer hinter dem Andern klettern mußten. Jeder zeigte nun seine Geschicklichkeit und seine Kräfte, indem er sich mit den Händen an den Büschen und kleinen Bäumen hielt und die Füße in die kleinen Vorsprünge des Felsens und des Bodens zu stemmen suchte. Wir hörten die Steine, die wir lostraten, wie von einem Dache den Berg hinabrollen, und wenn wir ihnen nachblickten, sahen wir sie bis zum See hinabfallen, dessen blauer Spiegel sich eine Viertelstunde weit unter uns ausdehnte; unsere Führer konnten uns nicht helfen, da sie selbst genug zu thun hatten uns den besten Weg auszusuchen; nur von Zeit zu Zeit baten sie uns, uns nicht umzusehen, um nicht schwindlig zu werden, und diese Warnungen wurden so kurz und abgebrochen gegeben, daß wir wohl merkten, die Gefahr sei nicht gering.

Plötzlich stieß einer von der Gesellschaft, der dicht hinter den Führern ging, einen Schrei aus, der uns durch Mark und Bein fuhr. Er wollte nämlich auf einen wackeligen Stein treten, den die vor ihm Gehenden schon abgelöst hatten; der Stein wich, und zugleich brachen auch die Zweige ab, an denen er sich mit den Händen hielt.

Halt! Halt ihn! schrieen die Führer; allein dieß war leichter gesagt als gethan. Jeder hatte Mühe sich selbst zu erhalten; so glitt er bei uns Allen vor-

über, ohne daß Einer ihn aufhalten konnte. Wir glaubten ihn verloren, kalten Schweiß vor der Stirne und vor Angst keuchend, sahen wir ihm nach, als der Letzte von uns, der Marquis von Montaigu, gerade da jener dicht neben ihm hinglitt, ihn bei den Haaren erpackte. In demselben Augenblick schien es, als ob Beide stürzen würden; das war eine kurze aber schauderhafte Zeit, und ich bin überzeugt, daß Keiner von denen, die zugegen waren, je den Moment vergessen wird, in welchem beide Männer über einem Abgrund von 2000 Fuß schwebten, ungewiß, ob sie stürzen oder sich noch halten würden.

Endlich erreichten wir ein kleines Fichtengehölz, das den Weg zwar nicht weniger steil, doch etwas bequemer machte, indem wir uns an den Zweigen anhalten oder auf die Stämme stützen konnten. Der jenseitige Saum dieses kleinen Gehölzes stieß fast an den Fuß des nackten Felsens, von dem der Berg seinen sonderbaren Namen hat; unregelmäßig in den Stein ausgehöhlte Löcher bilden eine Art Treppe, die zu dem Gipfel führt.

Nur Zwei von uns wagten diese letzte Escalade, nicht weil der Weg beschwerlicher gewesen wäre als der zurückgelegte, sondern weil oben auch eben keine weitere Aussicht zu seyn schien als die, welche wir von hier aus genossen, und die uns für unsere Anstrengungen und Brauschen hinlänglich entschädigte; wir ließen also Jene immer hinaufklettern und setzten uns

hin um uns die Steinspitzchen und die Dornen auszuziehen. Mittlerweile waren sie auf der Spitze angekommen, hatten oben zum Beweis der Besitznahme ein Feuer angezündet und rauchten ihre Cigarren dabei.

Nach einer Viertelstunde kamen sie wieder herunter, ohne jedoch das Feuer ausgelöscht zu haben, weil sie doch neugierig waren zu wissen, ob man wohl von unten den Rauch bemerken würde.

Nun aßen wir einige Bissen, worauf uns die Führer fragten, ob wir denselben Weg zurückgehen oder einen andern, zwar ungleich längern, aber weit bequemeren wählen wollten; einstimmig ward das Letztere angenommen. Um 3 Uhr kamen wir wieder in Aix an, und mitten auf dem Markte hatten jene Herren noch das stolze Vergnügen den Rauch ihres Feuers zu sehen. Jetzt fragte ich, ob es mir erlaubt, nachdem ich nun dieses große Vergnügen genossen hätte, mich ins Bette zu legen, und da wahrscheinlich Alle dasselbe Bedürfniß fühlten, fand Keiner etwas dagegen einzuwenden.

Ich würde, glaube ich, 36 Stunden fortgeschlafen haben, wie Balmat, wenn mich nicht ein schrecklicher Spektakel geweckt hätte. Ich riß die Augen auf, es war Nacht; ich eilte ans Fenster, ganz Aix war auf dem Markt versammelt: Alle sprachen zugleich, rissen sich die Ferngläser aus den Händen, Jeder guckte in die Luft. Ich glaubte, es sei irgend eine Mondfinsterniß.

Rasch fuhr ich in die Kleider um auch das Phänomen zu betrachten und lief mit meinem besten Perspectiv hinunter. Der ganze Himmel war roth, er schien zu brennen; der Katzenzahn stand in Feuer.

In demselben Augenblick fühlte ich mich bei der Hand ergriffen, ich wandte mich um und sah unsre beiden Gefährten, die das Feuer angezündet hatten; sie nickten mir einen Abschiedsgruß zu und eilten davon; ich fragte, wohin sie wollten, und der Eine hielt die Hand gegen den Mund und rief mir zu: Nach Genf. Nun merkte ich es: es waren die zwei lustigen Kumpane, die den Katzenzahn in Brand gesteckt hatten. Jacotot hatte sie leise benachrichtigt, daß der König von Sardinien viel auf seine Wälder halte.

Ich blickte nun wieder auf des Vesuvs jüngere Schwester, es war wahrlich ein herrlicher Vulkan zweiter Größe.

Ein Nachtbrand in den Gebirgen gehört zu dem Schönsten, das man nur sehen kann. Das Feuer, frei in einem Walde losgelassen, streckt nach allen Seiten wie eine Schlange sein flammendes Haupt hin, plötzlich umkreist es einen Baum, den es auf seinem Wege trifft, läuft an ihm hinauf, züngelt nach seinen Blättern, springt dann in den Gipfel und flattert wie ein Schweif darüber hinaus, dann läuft es längs den Zweigen hinab, und alle leuchten wie ein Christbäumchen: das können Fürsten nicht bei ihren Festen nachmachen, das ist wahrlich schön! wenn dann der

ganze Baum brennt, streut er seine glühenden Blätter umher, und ein Windstoß treibt sie wie Feuerregen hin; wenn jeder dieser Funken wieder zündet, und alle diese Flammen, hintereinander herlaufend, endlich in einem ungeheuren Heerd sich vereinigen, wenn eine Fläche von einer Stunde brennt, und jeder brennende Baum in verschiedenen Feuerfarben spielt, wenn die verkalkten Steine sich losreißen und Alles in ihrem Laufe zerschmettern, wenn die Flamme wie der Wind zischt, und der Wind wie ein Sturm heult, o! dann, dann ist es herrlich, dann ist es köstlich! Nero verstand sich auf dieses Vergnügen, als er Rom verbrannte.

Ein über den Markt fahrender Wagen riß mich aus meiner Entzückung, es ritten vier Carabiniers um denselben. Ich erkannte unsere Ruggieri's, sie waren von den Führern verrathen, vom Postmeister denuncirt, und von den Gensd'armes Carl Albert's erwischt worden, ehe sie die savoyische Grenze erreichen konnten. Man wollte sie ins Gefängniß bringen; wir verbürgten uns Alle für sie; endlich ward es ihnen erlaubt, auf unsere gemeinschaftliche Bürgschaftsleistung und ihr Ehrenwort die Stadt nicht zu verlassen, sich an dem Schauspiel zu ergötzen, das sie bezahlen sollten.

Das Feuer brannte drei Tage fort.

Am vierten bekamen sie eine Rechnung von Sieben und dreißig Tausend, Fünfhundert und einigen Franken zugeschickt.

Die Summe schien ihnen etwas stark für ein Paar

Acker schlechtes Holz, das wegen seiner Lage gar nicht zu benutzen war; daher schrieben sie an unsern Ambassadeur zu Turin um von der Summe etwas abzudingen. Dieser hatte seine Sachen auch so gut gemacht, daß sie nach 8 Tagen die Rechnung auf 780 Franken gemindert zurückerhielten.

Nach Zahlung dieser Summe bekamen sie die Erlaubniß Aix zu verlassen; das ließen sie sich nicht zweimal sagen; sie zahlten, ließen es sich bescheinigen und reisten unmittelbar darauf fort, aus Furcht, es möchte ihnen am andern Tag eine Nachrechnung präsentirt werden.

Ich habe die beiden Schuldigen nicht nennen mögen; sie genießen in Paris eines zu hohen Ansehens, als daß ich es wagte dasselbe dadurch zu beeinträchtigen.

In der Woche nach ihrer Abreise fielen nur zwei Merkwürdigkeiten vor. Die erste war ein jammervolles Concert, das uns ein sogenannter erster Bassist der komischen Oper, und ein erster Baryton der königlichen Ex-Garde gaben. Die zweite war das Ausziehen des Deutschen, der ein Zimmer neben dem meinigen bezog; er wohnte bisher in dem Roissardschen Hause grade dem Schlangenloch gegenüber, und fand eines Morgens eine Schlange in seinem Stiefel.

Man wird es zuletzt überdrüßig auf Eseln zu reiten, wenn man auch nur zwei bis drei Mal abgeworfen wurde; man findet keine Unterhaltung am Spiele, wenn der Gewinn weder Freude, noch der Verlust

Aerger verursacht; da ich nun alles Merkwürdige um Aix herum gesehen hatte, da endlich Bassist und Barytonist uns mit einem zweiten Concert bedrohten: so entschloß ich mich dieser geschmacklosen Existenz eine Abwechselung zu verschaffen, und die große Karthause zu besuchen, die, wie ich glaube, nur 10 bis 12 Stunden von Aix liegt. Von dort gedachte ich nach Genf zurückzugehen, um meine Reise durch die Alpen fortzusetzen, und mit dem Oberlande den Anfang zu machen. Dem zufolge rüstete ich mich zur Abreise, miethete einen Wagen zu dem gewöhnlichen Preise von 10 Franken auf den Tag und nahm am 10. September früh Abschied von meinem Nachbar, dem Deutschen; er bot mir eine Cigarre an und lud mich ein eine Flasche Bier mit ihm zu trinken; so artig war er, wie ich glaube, noch gegen Niemand gewesen.

Während wir nun so mit einander zechten und mit aufgestützten Armen, an einem kleinen Tische einander gegenüber, uns gehörig den Tabaksdampf ins Gesicht bliesen, meldete man, daß der Wagen auf mich warte; er stand auf und begleitete mich bis an die Thürschwelle. Hier fragte er mich:

Wohin reisen Sie?

Ich sagte es ihm.

Ach, Ach! fuhr er fort, Sie wollen die Karthäuser besuchen, das sind närrische Kerle.

Warum? —

Ja, ja, sie speisen aus Tintefässern und schlafen in Schränken.

Was Henker soll das heißen?

Sie werden es schon sehen.

Nun gab er mir seine Hand, wünschte mir eine glückliche Reise und machte die Thüre hinter mir zu. Ich konnte weiter nichts aus ihm herausbringen.

Ich nahm Abschied von Jacotot, bei dem ich noch eine Tasse Chocolade trank. Ob ich gleich nicht viel verzehrte, hatte Jacotot doch Respect vor mir, weil er erfahren, ich sei Schriftsteller: als er nun hörte, daß ich abreiste, fragte er, ob ich nicht Etwas über die Bäder von Aix schreiben würde. Ich sagte ihm, daß dieß nicht wahrscheinlich, indessen doch möglich wäre: darauf bat er mich, doch ja nicht zu vergessen des Kaffeehauses darin zu erwähnen, wo er der Oberkellner sei, denn dieß könne großen Vortheil für seinen Herrn haben. Das versprach ich ihm nicht allein, sondern ich versicherte ihm noch dazu, daß ich ihn, Jacotot, für seine Person so sehr als möglich herausstreichen wollte. Der arme Kerl ward ganz blaß, als er daran dachte, daß sein Name dereinst in einem Buche stehen würde.

Die Gesellschaft, die ich in Aix verließ, war eine sonderbare Mischung von allen gesellschaftlichen Stellungen und politischen Meinungen. Die Aristokratie der Geburt indessen, überall gehetzt, Fuß für Fuß zurückgedrängt von der Geld-Aristokratie, die auf sie

folgt, wie auf einem abgeerndteten Felde eine zweite Erndte nachschießt, bildete die Majorität. Das heißt so viel, die Carlisten-Partei war die stärkste.

Ihr folgte unmittelbar die Partei der Eigenthümer, repräsentirt durch einige reiche Kaufleute von Paris, Handelsleute aus Lyon und Eisenhüttenbesitzer aus dem Dauphiné; alle diese guten Leute waren sehr unglücklich, der Constitutionnel kam nicht nach Savoyen. *)

Die Bonapartisten-Partei hatte auch ihrer Stellvertreter auf diesem kränkelnden Reichstage. Man erkannte sie gleich an der Unzufriedenheit, die den Grundzug ihres Charakters ausmacht, und an den geheiligten Worten, die sie bei jedem Gespräche einmischen: „Ach, wäre Napoleon nur nicht verrathen worden!" — Brave Leute, die nicht weiter sehen, als die Spitze ihres Degens reicht; die für Joseph oder Lucian eine neue Rückkehr von der Insel Elba träumen, und die nicht wissen, daß Napoleon zu jenen Menschen gehört, die wohl eine Familie, aber keinen Erben nachlassen.

Die republikanische Partei war augenscheinlich die schwächste; sie bestand, wenn ich nicht irre, nur aus mir allein. Da ich überdieß weder alle revolutionnären

---

*) Die einzigen dort eingelassenen Journale sind: die Gazette und die Quotidienne.

Grundsätze der Tribune, noch alle amerikanischen Principien des National annahm; da ich behauptete, Voltaire habe schlechte Trauerspiele geschrieben, und meinen Hut abnahm, wenn ich vor einem Christbilde vorbei ging, so hielt man mich nur für einen Utopier und weiter nichts.

Die Demarcationslinie war bei den Damen besonders bemerkbar. Die Vorstadt St. Germain und die von St. Honoré allein hielten sich zusammen; die Geburts- und Ehrenaristokratie sind Schwestern, die Geldaristokratie ist nur ein Bastard. Was die Männer betrifft, so brachte das Spiel sie einander näher, an dem grünen Tisch giebt es keine Kasten-Unterschiede, wer am Höchsten pointirt, ist der Vornehmste. Rothschild succedirte dem Montmorency, und wenn er morgen seinen Glauben abschwört, macht übermorgen Niemand ihm den Titel des ersten christlichen Barons streitig.

Während ich diese Betrachtungen anstellte, rollte ich auf Chambery zu; da ich aber noch meinen grauen Hut trug, wagte ich nicht dort zu verweilen. Ich bemerkte nur im Vorbeifahren, daß ein Gastwirth, auf dessen Schilde die Worte standen: „Im Wappen von Frankreich,“ die drei Lilien der ältern Linie beibehalten hatte, während die Hand des Volks sie so brutal auf dem Schilde der jüngeren Linie ausgekratzt hat.

Drei Stunden von Chambery fuhren wir unter

einem Gewölbe durch, das durch einen Berg führt: es kann 150 Fuß lang seyn. Dieser Weg ward von Napoleon angefangen, und die jetzige savoysche Regierung hat ihn beendigt.

Jenseits dieses Gewölbes kömmt man bald nach dem Dorfe des Echelles, dann eine Viertelstunde weiter nach einer kleinen halb französischen, halb savoyischen Stadt. Ein Fluß macht die Grenze beider Königreiche; auf der über diesen Fluß führenden Brücke steht auf einer Seite eine savoyische und auf der andern eine französische Schildwache. Keine von beiden darf das Gebiet des Nachbars betreten, sondern jede geht ernsthaft bis an die Mitte der Brücke; dann, wenn sie bis an die durch Pflastersteine bezeichnete Haltlinie gelangt sind, drehen sie sich einander den Rücken zu, und treiben dieses Spiel, so lange ihre Wache dauert. Uebrigens sah ich mit Vergnügen die rothen Pantalons und die dreifarbige Kokarde wieder, woran ich einen Landsmann erkannte.

Wir kamen in St. Laurent an; in diesem Dorfe verläßt man den Wagen, und reitet zur Karthause hinauf, die ungefähr noch 4 Stunden davon ist. Wir fanden keinen einzigen Maulesel; sie waren alle weiß der Himmel auf welchem Markte. Dies machte uns, Lamark und mir, wenig aus; aber desto unangenehmer war es für eine Dame, die in unserer Gesellschaft reiste; indessen wußte sie sich darein zu finden. Wir ließen einen Führer holen, der unser Gepäck trug.

Es war um halb acht Uhr, uns blieben nur noch zwei Stunden vom Tage übrig, und vier Stunden hatten wir zu gehen.

Das Thal des Dauphiné, in dem die Karthause liegt, verdient mit den düstersten Schluchten in der Schweiz verglichen zu werden; es ist dort derselbe Reichthum der Natur, dieselbe üppige Vegetation, derselbe großartige Anblick: nur der Weg, indem er ebenso an den Seiten der Berge hinauf läuft, ist bequemer als in den Alpen, und bleibt immer fast 4 Fuß breit. Er ist also gar nicht gefährlich am Tage, und so lange es noch nicht Nacht war, ging Alles vortrefflich. Aber endlich kam die Nacht heran, die noch durch ein furchtbares Gewitter beschleunigt ward. Wir fragten unsern Führer, wohin wir uns flüchten könnten; es gab aber kein einziges Haus auf der ganzen Straße, wir mußten immer fortgehen und hatten doch erst die Hälfte des Wegs zur Karthause zurückgelegt.

Der übrige Weg war nun schrecklich. Bald kam der Regen und mit ihm die dickste Finsterniß. Unsre Gesellschafterin hielt sich an den Arm des Führers, Lamark nahm den meinigen, und so gingen wir in zwei Reihen, denn der Weg war nicht breit genug, daß wir neben einander bleiben konnten; rechts hatten wir einen Abgrund, dessen Tiefe wir nicht kannten, und auf dessen Grund wir einen Strom brausen hörten. Es war so dunkel, daß wir nicht mehr sahen,

wo wir den Fuß hinsetzten, und daß das weiße Kleid der Dame, welches unser Leitstern war, nur beim Schein der Blitze sichtbar ward, welche glücklicher Weise so häufig kamen, daß es fast eben so lange hell als dunkel war. Dazu nun noch der Donner, den jedes Echo in den Gebirgen verdreifachte; man kann wirklich sagen, es war ein Vorspiel des jüngsten Gerichts.

Das Glöckchen des Klosters überzeugte uns endlich, daß wir uns in der Nähe desselben befanden, und eine halbe Stunde nachher ließ ein heller Blitz uns das riesenhafte Gebäude der alten Karthause entdecken, die noch zwanzig Schritte vor uns lag; nicht das geringste Geräusch war im Innern derselben zu vernehmen, nur das Läuten der Glocke; kein Licht schimmerte durch die 50 Fenster; man konnte es für ein altes, verlassenes Kloster halten, wo böse Geister hausen.

Wir zogen das Glöckchen, und ein Bruder öffnete. Eben wollten wir eintreten, als er die Dame bei uns bemerkte; schnell warf er die Thür wieder zu, als hätte er den Teufel leibhaftig gesehen. Die Karthäuser dürfen keine Frauenzimmer einlassen; eine Einzige schlich sich einst in Mannskleidern ein, als aber nachher diese Verletzung ihrer heiligen Regel verrathen worden, mußte allenthalben, wohin diese Dame nur ihren Fuß gesetzt hatte, der Teufel mit allerlei Ceremonien ausgetrieben werden. Nur allein der heilige

Vater kann dem weiblichen Erbfeinde des menschlichen Geschlechtes die Thüre öffnen; selbst die Herzogin von Berry mußte zu diesem Mittel ihre Zuflucht nehmen um 1829 die Karthause besuchen zu können.

Wir waren sehr verlegen; da öffnete die Thüre sich wieder, und es trat ein Bruder heraus mit einer Laterne; er führte uns in ein Nebengebäude ungefähr 50 Schritte vom Kloster entfernt; hier wird jede Reisende hingeführt, die wie die unsrige aus Unbekanntschaft mit der Regel des Ordens an die Klosterpforte pocht.

Der arme Mönch, der uns führte und Bruder Johann Maria hieß, schien mir das gutmüthigste und dienstwilligste Geschöpf von der Welt zu seyn. Er hatte das Amt die Fremden zu empfangen, sie zu bedienen und ihnen das Kloster zu zeigen. Zuerst bot er uns einige Löffel voll Liqueur an, den die Mönche bereiten, um Reisende, die vom Regen oder von der Kälte erstarrt sind, zu erwärmen, und selten fand sich wohl eine Gelegenheit, wo das heilige Elixir besser angewandt war, als bei uns. Denn kaum hatten wir einige Tropfen davon hinunter geschluckt, so glaubten wir Feuer genossen zu haben, wir sprangen und liefen umher wie Besessene und forderten Wasser; wäre es dem Bruder eingefallen in diesem Augenblicke ein Licht unserm Munde zu nähern, so hätten wir wahrscheinlich Feuer gespien wie Cacus.

Indessen ward der ungeheure Speisesaal erhellt,

und auf dem Tische erschien Milch, Brot und Butter; die Karthäuser genießen nicht allein selbst täglich Fastenspeise, sondern sie bewirthen auch ihre Gäste damit.

Kaum hatten wir unsere mehr als frugale Mahlzeit beendiget, als die Klosterglocke zur Frühmette läutete. Ich fragte den Bruder Johann Maria, ob es erlaubt sei, dem Gottesdienste beizuwohnen, und er erwiderte: Das Brot und das Wort Gottes gehöre allen Christen. Dem zufolge trat ich in das Kloster.

Ich gehöre vielleicht zu den Menschen, auf welche äußere Gegenstände stark einwirken; und unter diesen machen, wie ich glaube, religiöse Denkmäler den meisten Eindruck auf mich. Die große Karthause besonders hat einen melancholischen Charakter, den man nirgends anderswo findet. Die Bewohner derselben sind auch der einzige Orden, den die Revolutionen verschont haben in Frankreich; dieß ist noch Alles, was stehen blieb vom Glauben unserer Väter; es ist die letzte Festung, welche im Lande des Unglaubens die Religion sich noch bewahrte. Auch gräbt täglich die Gleichgültigkeit von innen, und die Zeit von außen nagend daran; von den Vierhundert Karthäusern, die im 15. Jahrhunderte da waren, sind im 19. nur noch 27 übrig; und da seit 6 Jahren kein neuer Bruder hinzugekommen ist, da zwei Novizen, die während dieser Zeit eintraten, die Strenge des Noviziats nicht ertragen konnten: so wird der Orden täglich mehr eingehen, je nachdem der Tod an die Thüren der Zellen pocht. Da keiner diese leer

gewordenen Zellen wieder bewohnen wird, so muß wohl der jüngste dieser Männer, wenn er Alle überlebt hat und nun sein Stündlein herannahen fühlt, die Klosterpforte verriegeln und sich in die selbst gehöhlte Gruft legen, denn Morgen ist Niemand da, der ihn begraben kann.

Aus dem, was ich bisher erzählt habe, wird man ersehen, daß ich nicht zu den Reisenden gehöre, die in eine matte Begeisterung gerathen, nur da bewundern, wo der Führer sie auf etwas aufmerksam macht, und in Gegenwart Anderer oder bei Gegenständen, die ihnen schon vorher als bewunderswürdig angemeldet worden, ein Gefühl heucheln, das ihren Herzen fremd ist; nein, ich habe meine Gefühle geprüft, ich habe sie offen meinen Lesern dargelegt; was ich fühlte, habe ich vielleicht nur schwach geschildert, aber auch nur das gesagt, was ich wirklich empfand. Deshalb wird man mir auch glauben, wenn ich sage, daß nie ein Gefühl mir tiefer in das Herz drang, als das, was mich befiel, da ich am Ende eines ungeheuren gothischen Corridors von achthundert Fuß Länge eine Zellen-Thüre sich öffnen, aus derselben einen Karthäuser mit schneeweißem Barte heraustreten und unter den durch die Zeit gebräunten Arcaden vorschreiten sah, bekleidet mit jenem Gewande, das der heilige Bruno trug, und über das acht Jahrhunderte hinrollten ohne eine Falte daran zu verändern. Der heilige Mann schritt vor, ernst und ruhig, mitten in dem Kreise zitternden Lichtes,

das die Lampe verbreitete, die er in der Hand trug, während vor und hinter ihm tiefe Nacht. Als er auf mich zutrat, sank ich unwillkürlich auf die Kniee; er sah mich in dieser Stellung, näherte sich mir, und indem er mit einer Miene voll Güte seine Hand auf mein gesenktes Haupt legte, sprach er: „Mein Sohn, ich segne Dich, wenn Du glaubst; ich segne Dich, auch wenn Du nicht glaubst.“ Möge man lachen, aber in diesem Augenblicke hätte ich jenen Segen nicht um ein Königreich vertauscht.

Als er vorübergegangen war, richtete ich mich auf, er begab sich in die Kirche, und ich folgte ihm. Hier erwartete mich ein neues Schauspiel.

Die ganze arme Schaar, die nur noch aus sechszehn Vätern und eilf Brüdern besteht, war versammelt in dieser kleinen Kirche, welche eine mit einem schwarzen Tuch umhängte Lampe erhellte. Ein Karthäuser las die Messe, alle Andern hörten zu, nicht sitzend, nicht knieend, aber hingestreckt, Hände und Stirn auf dem kalten Marmor; die zurückgeschlagenen Kappen zeigten ihre kahlen, geschorenen Scheitel. Es gab Jünglinge und Greise darunter. Hierher war Jeder gekommen, getrieben von verschiedenen Gefühlen, diese vom Glauben, jene vom Unglücke; andere wieder von Leidenschaften, und Manche gar vom Verbrechen. Da sah man einige, bei denen die Arterien der Schläfe klopften wie im Fieber, diese weinten; andere, in deren Adern kaum das erstarrte Blut noch floß, diese beteten;

o gewiß, es wäre eine schöne Aufgabe, die Geschichte aller dieser Unglücklichen zu schreiben!

Als die Frühmette beendigt war, bat ich um die Erlaubniß das Kloster während der Nacht durchgehen zu dürfen, weil ich befürchtete, der Tag möchte neue Ideen bei mir erwecken, und doch wollte ich gern in der Geistesstimmung bleiben, in der ich mich eben befand. Der Bruder Johann Maria nahm eine Lampe, reichte mir eine andere, und so fingen wir unsere Wanderung durch die Corridors an; diese sind, wie ich schon gesagt habe, ungeheuer groß, sie haben dieselbe Länge wie die Peterskirche in Rom und enthalten 400 Zellen, die vormals alle bewohnt waren und wovon jetzt 373 leer stehen. Jeder Mönch hat über seiner Thür seinen Lieblingsspruch geschrieben, sei es nun eigener Gedanke, oder aus irgend einem heiligen Schriftsteller entlehnt. Ich will hier einige von denen angeben, die mir die bemerkenswerthesten schienen.

Amor, qui semper ardes et nunquam exstingueris,
Accende me toto igne tuo. *)

In der Einsamkeit spricht Gott zu dem Herzen des Menschen, und im Schweigen spricht der Mensch zu dem Herzen Gottes.

---

*) Liebe, die du immer brennst und nie erlischest, entflamme mich ganz mit deinem Feuer.

Fuge, Late, Tace. *)

Hüte dich, der schwachen Vernunft dich hinzugeben, Gott schuf dich, ihn zu lieben, nicht ihn zu begreifen.

Eine Stunde schlägt, sie ist schon vergangen.

Wir traten in eine der leeren Zellen, der Mönch, der sie bewohnte, war seit 5 Tagen todt. Alle Zellen sind gleich, sie haben zwei Treppen, eine in ein oberes Stock, die andere in ein unteres; das obere besteht aus einem Boden, das mittlere aus einem heizbaren Zimmer, an welches ein Arbeits-Zimmer stößt, hier lag noch ein offenes Buch, auf das der Sterbende seinen letzten Blick geworfen hatte, es waren die Bekenntnisse des heiligen Augustin. Das Schlafzimmer ist neben dem ersten, das Geräth besteht nur aus einem Betpult, einem Bettgestell mit einem Strohsack und wollenen Tüchern; dieses Bette hat Flügelthüren, die man über den Schlafenden schließen kann; nun verstand ich, was der Deutsche damit sagen wollte: Die Karthäuser schlafen in einem Schranke.

Das untere Stock enthält nur eine Werkstätte mit

*) Fliehe, Verbirg dich, Schweige.

Drechsler= oder Tischler=Handwerkszeug;] jeder Karthäuser kann zwei Stunden des Tages sich mit Handarbeit beschäftigen und eine Stunde mit Besorgung eines kleinen Gartens, der an die Werkstätte stößt; dieß ist die einzige Zerstreuung, die ihm erlaubt ist.

Nun besahen wir den Saal des Haupt=Kapitels; hier waren alle Gemälde der Ordensgeneräle, von dem Stifter, dem heiligen Bruno, an, der 1101 starb, bis auf Innocenz den Maurer; gestorben 1703: von diesem letztern bis auf den Pater Johann Baptist Mortés, den jetzigen] Ordensgeneral, wurde die Folge der Bildnisse unterbrochen. Im Jahr 1792, als die Klöster zerstört wurden, verließen die Karthäuser Frankreich, und Jeder nahm eins dieser Gemälde mit. Nachher kam Jeder zurück und brachte sein Gemälde wieder; diejenigen, welche während der Auswanderung starben, hatten so gute Vorkehrungen getroffen, daß das Pfand, das sie mitgenommen, nicht verloren ging; jetzt sind alle Gemälde wieder da.

Von da gingen wir in das Refectorium; es sind zwei Säle, einer für die Väter, der andere für die Brüder; sie trinken aus irdenen Krügen und essen aus hölzernem Geschirr; die Krüge haben zwei Henkel, damit sie mit beiden Händen sie anfassen können, wie die ersten Christen es machten. Die Eßnäpfchen haben die Form eines Tintenfasses; in der mittleren Vertiefung ist die Sauce; das Gemüse oder die Fische, das Einzige, was sie genießen dürfen, wird um den Rand

herum gelegt. Nun wußte ich auch, was der Deutsche wollte, als er sagte: Die Karthäuser essen aus einem Tintenfaß.

Der Bruder Johann Maria fragte mich, ob ich auch den Kirchhof sehen wollte, ob es gleich Nacht sei; gerade das, was er für ein Hinderniß hielt, war für mich eine Triebfeder, und gern nahm ich sein Anerbieten an. In dem Augenblicke aber, wo er die Kirchhofsthüre öffnete, faßte er mit einer Hand mich am Arm und zeigte mit der andern auf einen Karthäuser, der sich sein Grab grub. Ich blieb einen Augenblick unbeweglich bei diesem Anblick, darauf fragte ich meinen Führer, ob ich wohl mit jenem Manne sprechen dürfe. Das, meinte er, wäre mir nicht verwehrt; ich bat ihn also, wenn es möglich wäre, sich zurückzuziehen. Meine Bitte, weit entfernt ihm indiscret zu erscheinen, machte ihm sichtliches Vergnügen, er war zum Umsinken müde, und so blieb ich allein.

Ich wußte nicht recht, auf welche Art ich mit diesem Todtengräber ein Gespräch anknüpfen sollte; ich ging ihm etwas näher, er wandte sich um, stützte sich auf seine Hacke, und erwartete meine Anrede; ich ward wirklich verlegen, indessen wäre es lächerlich gewesen länger zu schweigen.

Sie haben da sehr spät eine traurige Arbeit vor, mein Vater! es scheint denn doch, daß Sie, nach Ihren Kasteiungen und Ermüdungen, die Sie den Tag über haben, während der wenigen Stunden, die das

Gebet Ihnen übrig läßt, wohl der Ruhe bedürfen, und um desto mehr, fuhr ich lächelnd fort, denn ich bemerkte, daß er noch jung war, da die Arbeit, welche Sie hier machen, eben nicht dringend zu seyn scheint.

Hier, mein Sohn, erwiderte der Mönch in einem väterlichen und traurigen Tone, sterben nicht immer die Aeltesten zuerst, man steigt nicht in das Grab nach der Zahl der Jahre, und wenn ich mein Grab gegraben habe, erlaubt der Himmel mir vielleicht mich hineinzulegen.

Verzeihen Sie, mein Vater, obgleich auch in meinem Herzen Religion wohnt, kenne ich doch zu wenig Ihre Regel und die Gebräuche Ihres heiligen Ordens: ich mag mich also vielleicht irren, wenn ich Ihnen sage, daß die von Ihrem Orden befohlene Verläugnung alles Irdischen sich doch nicht auf den Wunsch erstrecken darf, das Leben auch aufzugeben.

Der Mensch ist Herr seiner Handlungen, nicht seiner Wünsche, erwiderte der Karthäuser.

Aber Ihre Wünsche mein Vater, sind doch sehr trauriger Natur.

Es sind die Wünsche meines Herzens.

Sie haben also viel gelitten?

Ich leide täglich.

Ich glaubte, daß in diesen Mauern nur Ruhe wohne.

Gewissensbisse dringen überall ein.

Ich betrachtete den Mann genauer und erkannte

jetzt den, den ich in der Kirche schluchzend hatte vor dem Altare liegen sehen; auch er erkannte mich.

Sie waren diese Nacht in der Frühmette?

Ich stand neben Ihnen, wie ich glaube.

Sie haben mich wimmern hören?

Ich sah Sie weinen.

Was dachten Sie da von mir?

Daß Gott mit Ihnen Mitleid habe, weil er Ihnen Thränen schenkte.

Ja, o ja, seit er mir diese gab, glaube ich auch, daß sein Zorn nachlassen werde.

Haben Sie nie versucht durch Mittheilung an einen Ihrer Brüder Ihren Kummer zu lindern?

Hier trägt Jeder die Bürde, die seiner Kraft angemessen ist; was ein Anderer hinzufügen würde, müßte ihn ganz erdrücken.

Doch würde es Ihnen Erleichterung verschafft haben.

Ich glaube das auch.

Man gewinnt doch immer, wenn Ein Herz uns beklagt, Eine Hand die unsere drückt.

Hier ergriff ich seine Hand und drückte sie; er zog sie langsam zurück, kreuzte seine Arme über die Brust und blickte mir fest ins Gesicht, um in meinen Augen zu lesen, was in meinem Herzen vorging.

Ist dieß Theilnahme oder blos Indiscretion? sprach er; sind Sie ein guter Mensch, oder nur neugierig?

Es schnürte mir die Brust zusammen.

Ihre Hand, mein Vater, zum letzten Mal! und nun leben Sie wohl! — ich ging.

Hören Sie, sprach er. — Ich stand stille; er kam auf mich zu. — Man soll nicht von mir sagen, es sei ein Trost mir geboten, und ich hätte ihn zurückgestoßen, Gott habe Sie zu mir gesandt, und ich Sie abgewiesen. Sie thaten für einen Elenden, was Niemand gethan seit sechs Jahren, Sie haben meine Hand gedrückt — ich danke Ihnen ... Sie haben mir gesagt, daß Mittheilung seines Unglücks Erleichterung verschaffe, und dadurch wird es Ihre Pflicht mich anzuhören. — Jetzt unterbrechen Sie mich aber nicht in meiner Erzählung, svrechen Sie nicht: „es ist genug.“ Hören Sie bis zum Ende, denn Alles, was seit so langer Zeit auf meinem Herzen lastete, bedarf Erlösung. — Dann, wenn ich zu Ende bin, dann gehen Sie sogleich ohne meinen Namen zu erfahren, ohne daß ich den Ihrigen wisse; dieß ist das Einzige, um das ich Sie bitte.

Das versprach ich, und nun setzten wir uns auf das eingefallene Grab eines der Ordensgeneräle. Er stützte einen Augenblick den Kopf auf beide Hände; dadurch fiel seine Kapuze zurück, und wie er den Kopf wieder erhob, konnte ich ihn genau betrachten. Ich sah nun einen jungen Mann, mit schwarzem Bart und Augen, das ascetische Leben hatte ihn mager und blaß gemacht, ihm dadurch aber auch mehr Ausdruck gege-

ben. Es war der Kopf des Gjaur, so wie ich ihn, nach Byron's Versen, mir dachte. —

Es ist unnöthig, fing er an, Ihnen mein Vaterland und meinen Wohnort zu nennen. Sieben Jahre sind nach der Begebenheit verflossen, die ich Ihnen erzählen will; damals war ich 24 Jahr alt.

Ich war reich und von vornehmer Familie. Als ich von der hohen Schule kam, trat ich in die große Welt, mit einem entschlossenen Charakter, feurigem Kopf und einem Herzen voll Leidenschaft, fest überzeugt, daß Ausdauer und Gold nie lange Widerstand finden. Meine ersten Abentheuer bekräftigten mich in meiner Meinung.

Im Anfange des Frühling 1823 war ein Gut zu verkaufen, nahe dem meiner Mutter. Der General M** kaufte es. Ich hatte den General gekannt, als er noch unverheirathet war. Er war ein ernsthafter, strenger Mann, den der Anblick der Schlachtfelder daran gewöhnt hatte, die Männer als Einheiten und die Weiber als Nullen zu betrachten. Ich glaubte, er hätte irgend eine Marschalls-Wittwe geheirathet, um mit ihr von der Schlacht bei Marengo oder Austerlitz zu schwatzen, und freute mich nicht sonderlich auf das Vergnügen, das eine solche Nachbarschaft uns versprach.

Er machte uns den Antritts-Besuch und stellte seine Frau meiner Mutter vor; sie war eins der bezauberndsten Geschöpfe, die je die Natur hervorbrachte.

Sie kennen die Welt, mein Herr, ihre sonderbare

Moral, ihre Grundsätze von Ehre, die das Vermögen des Nachbars respectirt, das ihm nichts als Vergnügungen verschafft, und ihm sein Weib zu rauben gestattet, das sein ganzes Glück ist. Seit dem Augenblicke, wo ich Madame M. sah, vergaß ich den Charakter ihres Gatten, seine 50 Jahre, den Ruhm, den er sich erworben, als wir noch in der Wiege lagen, die 20 Wunden, die er erhielt, als wir noch an den Brüsten der Amme tranken; ich vergaß die Verzweifelung seiner alten Tage, die Lächerlichkeit, die ich auf die Trümmer eines so schönen Lebens werfen würde, ich vergaß Alles, ich dachte nur an das Eine: Carolinens Besitz.

Die Güter meiner Mutter und die des Generals stießen, wie gesagt, fast an einander, und diese Lage bot einen Vorwand zu öfteren Besuchen; der General hatte Freundschaft für mich gefaßt; und ich Undankbarer! ich sah in der Freundschaft dieses Greises nur ein Mittel ihm das Herz seiner Frau zu rauben.

Caroline war schwanger, der General war stolzer auf seinen künftigen Erben als auf seine gewonnenen Schlachten. Seine Liebe zu seiner Frau hatte einen höheren, mehr väterlichen Charakter angenommen. Caroline war gegen ihren Mann grade so, wie eine Frau es seyn muß, die, wenn sie ihn auch nicht glücklich macht, ihm doch keinen Anlaß zur Unzufriedenheit giebt. Ich hatte diese Stimmung mit dem Auge eines Menschen bemerkt, dem es darauf ankam, jede

Nüance davon zu erhaschen; ich war überzeugt, daß sie ihren Gemahl nicht liebte. Dennoch fiel mir Etwas dabei sehr auf; sie nahm meine Bewerbungen mit Artigkeit, aber kalt an; sie suchte nie meine Gesellschaft, ein Beweis, daß diese ihr kein Vergnügen mache; sie vermied mich auch nicht, wieder ein Beweis, daß sie mich nicht fürchtete. Meine Augen, immer auf sie gerichtet, trafen öfter die ihrigen, wenn sie zufällig von ihrer Stickerei oder von ihrem Piano aufsah; es schien aber, als hätten meine Blicke den Zauber verloren, den doch früher mehrere Frauen in ihnen gefunden haben wollten.

So verging der Sommer; mein Verlangen hatte sich in wahre Liebe verwandelt. Carolinens Kälte war eine Ausforderung; ich nahm sie mit all dem Feuer an, das in meinem Charakter lag. Da sie das erste Geständniß meiner Liebe mit einem so ungläubigen Lächeln erwiderte, so war es mir unmöglich ihr ein weiteres Geständniß zu machen, daher beschloß ich ihr zu schreiben. Ich wickelte eines Abends einen Brief in ihre Stickerei, und als sie den folgenden Morgen diese bei der Arbeit aufrollte, verfolgte ich sie mit den Augen, indem ich mit dem General schwatzte. Ich sah, wie sie die Aufschrift betrachtete, ohne zu erröthen, und ohne Verlegenheit mein Billet in die Tasche steckte; nur ein fast unmerkliches Lächeln bemerkte ich an ihren Lippen.

Den ganzen Tag über sah ich, daß sie die Absicht hatte mit mir zu sprechen, allein ich ging ihr aus dem

Wege. Am Abend saß sie mit mehreren Damen um einen Tisch und arbeitete; der General las in einem Journal; ich saß in einem dunkeln Winkel, von wo aus ich sie unbemerkt beobachten konnte. Sie sah sich nach mir um und rief mich.

Hätten Sie wohl die Güte, mir zwei gothische Buchstaben zu zeichnen, die ich in dieses Tuch sticken will, ein C. und ein M.

Mit vielem Vergnügen.

Aber ich muß sie diesen Abend noch haben; ich muß sie gleich haben. Kommen Sie hierher. Sie ließ eine der Damen neben sich fortrücken und zeigte mir den leeren Platz. Ich nahm einen Stuhl und setzte mich. Sie gab mir eine Feder.

Aber ich habe kein Papier, gnädige Frau.

Hier ist welches, sagte sie, und reichte mir einen in ein Couvert gesteckten Brief hin. Ich glaubte, es sei die Antwort auf meinen Brief, und riß ganz gleichgültig das Couvert herunter; ich fand mein Billet. Unterdessen war sie aufgestanden und wollte eben hinausgehen.

Gnädige Frau, rief ich, indem ich ganz unbefangen meine Hand ausstreckte, Sie haben mir hier aus Versehen einen Brief gegeben, der an Sie ist; das Couvert ist schon hinreichend die Buchstaben darauf zu zeichnen.

Sie bemerkte, daß ihr Mann von seinem Journale aufsah, kam schnell auf mich zu, nahm mir das Billet

aus der Hand, sah die Aufschrift an, und sagte ganz kaltblütig:

Ach ja, es ist ein Brief von meiner Mutter.

Der General sah wieder auf sein Journal. Ich zeichnete die verlangten Buchstaben, und Madame M. ging hinaus.

Diese Kleinigkeiten ermüden Sie vielleicht? unterbrach sich hier der Karthäuser, Sie wundern sich wohl, dergleichen Reden von einem Manne zu hören, der dieses Gewand trägt und sich sein Grab gräbt: aber das Herz reißt sich von der Welt zuletzt los, und die Erinnerung ist das Letzte, was von dem Herzen sich losreißt.

Alle die angeführten kleinen Umstände sind wahr, also auch interessant, fahren Sie immer fort!

Den folgenden Morgen weckte mich der General um 6 Uhr; er war in völligem Jagdanzuge und schlug mir eine Jagdpartie vor.

Sein unerwartetes Erscheinen machte mich aufangs verlegen, allein er war so ruhig, und sprach mit seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit, so daß ich mich gleich wieder faßte; ich nahm seine Einladung an, und wir gingen.

Wir schwatzten von gleichgültigen Dingen, bis wir still standen um unsere Gewehre zu laden.

Während dieß geschah, sah der General mich starr an; der Blick machte mich verlegen. — Was haben Sie, General? fragte ich.

Weiß Gott, ich denke daran, daß Sie doch ein rechter Narr sind, sich in meine Frau zu verlieben. Man kann sich einbilden, wie mir bei dieser Anrede zu Muthe ward.

Ich, General? antwortete ich bestürzt.

Ja, Sie; läugnen Sie nur nicht.

General, ich schwöre Ihnen —

Lügen Sie nicht, die Lüge schändet einen Mann von Ehre, und ich halte Sie für einen solchen.

Aber, wer hat Ihnen das gesagt?

Wer, Potz Blitz, wer sonst als meine Frau?

Frau v. M.?

Sie wollen wohl sagen, sie irrt sich; sehen Sie hier den Brief, den Sie ihr geschrieben haben. — Er hielt mir ein Papier hin, das ich nur zu gut erkannte. Der Schweiß lief mir von der Stirne; da er nun sah, daß ich den Brief nicht gleich nahm, drückte er ihn zusammen und machte einen Pfropf zu seiner Flinte daraus.

Als dies geschehen war, legte er mir die Hand auf die Schulter. — Ist das, was Sie da geschrieben haben, wahr? sprach er. Leiden Sie wirklich so sehr, wie Sie da schreiben? Sind Ihnen Ihre Nächte so zur Hölle geworden? Sagen Sie mir die reine Wahrheit.

Würde ich sonst wohl Entschuldigung verdienen?

Nun dann, Freund, sagte er in seinem gewöhnlichen Tone, dann müssen Sie fort, weg von hier, nach

Italien, oder nach Deutschland reisen, und nicht eher zurückkommen, als bis Sie geheilt sind.

Ich reichte ihm die Hand, und er drückte sie mir herzlich.

Also — wir verstehen uns, sagte er.

Ja, General, ich reise morgen ab.

Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, wenn Sie etwa Geld oder Empfehlungen nöthig haben, so...

Ich danke Ihnen.

Ich biete Ihnen das an als ein Vater, werden Sie darüber nicht böse. Also — Sie wollen es nicht. Gut, so wollen wir nun unsre Jagd vornehmen. Nichts weiter davon.

Ungefähr 10 Schritte davon stieß ein Rebhuhn auf, der General schoß, und ich sah meinen Brief im Klee glimmen.

Um 5 Uhr kamen wir ins Schloß zurück; ich wollte nicht mit hineingehen, allein der General bestand darauf, daß ich ihn begleiten sollte.

Hier, sagte er zu seiner Frau, als wir in den Saal traten, ist ein hübscher junger Mann, der Abschied nehmen will; er reist morgen nach Italien.

Ei, wirklich, der Herr will uns verlassen? sagte Caroline, indem sie von ihrer Stickerei aufblickte; ihr Auge traf mich, sie hielt ruhig einige Secunden lang meinen Blick aus und fuhr dann in ihrer Arbeit fort.

Jeder sprach nun von der schnellen Abreise, von

der ich doch die Tage vorher Nichts gesagt hätte; allein Niemand errieth die wahre Ursache.

Madame M. behandelte mich bei der Mahlzeit mit der größten Artigkeit.

Abends nahm ich von Allen Abschied, der General begleitete mich bis zum Ausgange des Parks; ich war ungewiß, ob ich, als ich ihn verließ, für seine Frau nicht mehr Haß als Liebe empfand.

Nun reiste ich ein ganzes Jahr, ich besuchte Neapel, Rom, Venedig und wunderte mich, daß diese Leidenschaft, die ich für ewig hielt, jeden Tag mehr aus meinem Herzen wich; ich kam endlich dahin sie nur für eins der gewöhnlichen Liebesabentheuer anzusehen, die in dem Leben eines jungen Menschen so häufig vorkommen, an die man sich von Zeit zu Zeit erinnert und sie endlich gänzlich vergißt.

Ich kehrte über den Mont-Cenis nach Frankreich zurück. Als ich nach Grenoble kam, machte ich mit einem jungen Manne, den ich in Florenz getroffen, eine Partie nach der Karthause. Ich sah dieses Haus, in welchem ich jetzt 6 Jahre bin, und sagte lachend zu Immanuel (das war der Taufname meines Reisegefährten), daß ich, wenn ich dieses Kloster gekannt hätte, als ich noch verliebt war, hier würde Mönch geworden seyn.

Nach Paris kommend, fand ich daselbst meine alten Bekannten wieder. Ich fuhr so zu leben fort, als ich es früher gethan hatte, wo ich mit Madame M.

Bekanntschaft machte. Es schien mir, als ob Alles, was ich Ihnen bis jetzt erzählt habe, nur ein Traum gewesen sei. Meine Mutter hatte sich, da ich nicht mehr bei ihr seyn konnte, auf dem Lande gelangweilt, ihr Gut verkauft, war nach Paris gezogen und hatte dort ein Hotel erstanden. Ich sah den General wieder, er war mit mir zufrieden und lud mich ein auch seine Frau zu besuchen; ich nahm es an, in der Ueberzeugung, sie sei mir gleichgültig. Als ich in das Zimmer trat, empfand ich eine kleine Beklemmung. Madam M. war ausgegangen. Die Bewegung, in die ich gerieth, war aber von so geringer Bedeutung, daß sie mich gar nicht beunruhigte.

Einige Tage nachher ritt ich ins Holz und traf, als ich in eine Allee lenkte, den General und seine Gemahlin. Ihnen auszuweichen hätte wie Ziererei ausgesehn, und überdies, warum hätte ich mich auch fürchten sollen Madame M. wiederzusehen?

Ich ritt also auf sie zu und fand Carolinen schöner, als ich sie verlassen. Als ich ihre Bekanntschaft machte, hatte der Anfang der Schwangerschaft sie angegriffen, jetzt aber war mit ihrer Gesundheit auch ihre frische Farbe zurückgekehrt.

Sie redete mich mit einem theilnehmenderen Ton an, als sie es sonst gethan. Sie reichte mir die Hand, und als ich dieselbe nahm, fühlte ich sie in der meinigen zittern. Ein Schauer durchfuhr mich, ich sah sie an, sie schlug die Augen nieder. Ich ließ mein Pferd

im Schritt gehen und ritt neben ihr her. Der General lud mich ein ihn auf seinem Gute zu besuchen, wohin er in einigen Tagen mit seiner Frau gehen würde. Er drang um desto stärker darauf, weil wir das unsrige nicht mehr besaßen. Ich entschuldigte mich, aber Caroline wandte sich zu mir, und sagte: „So kommen Sie doch." Bisher hatte ich ihre Stimme noch nicht gekannt; ich antwortete nicht und verfiel in eine tiefe Träumerei; es war nicht mehr dieselbe Frau, die ich vor einem Jahre gesehen hatte.

Sie wandte sich zu ihrem Mann.

Der Herr fürchtet, sich bei uns zu langweilen, sagte sie; erlauben Sie ihm doch, ein Paar gute Freunde mitzubringen, vielleicht kömmt er dann.

Potz Element! das steht ihm ja frei, antwortete der General — verstehen Sie mich?

Ich danke, General, erwiederte ich, ohne recht zu wissen, was ich sagte, ich habe Verbindungen ....

Die Sie unsrer Gesellschaft vorziehn, fiel Caroline ein, das ist sehr liebenswürdig. Sie begleitete diese Worte mit einem jener Blicke, für die ich vor einem Jahre mein Leben gegeben hätte. Ich sagte zu.

In Paris hatte ich die Bekanntschaft mit dem jungen Manne, den ich in Florenz kennen lernte, fortgesetzt. Den Abend vorher, ehe ich reisen wollte, kam er zu mir und fragte, wo ich hinreise? Ich hatte keinen Grund es ihm zu verhehlen. — Ach, sagte er, das ist doch sonderbar, bald hätte ich Sie dort getroffen

Sie kennen den General?

Nein, aber einer meiner guten Freunde wollte mich ihm vorstellen; der ist aber in die Normandie gereist, um die Erbschaft eines verstorbenen Oheims zu erheben: das ist mir um so unangenehmer, als es für mich ein wahres Vergnügen gewesen wäre, mit Ihnen dort zu seyn.

Jetzt fiel mir das Anerbieten ein, welches mir der General gemacht hatte, einen guten Freund mitzubringen.

Soll ich Sie dort einführen? fragte ich Immanuel.

Sind Sie so gut bekannt in dem Hause, daß Sie das können?

O, ja wohl.

Nun, dann nehme ich es an.

Gut, halten Sie sich morgen um 8 Uhr bereit, ich werde Sie abholen.

Gegen ein Uhr Nachmittags kamen wir auf dem Schloß des Generals an. Die Damen waren im Park. Wir erfuhren, in welcher Gegend sie spazieren gingen, und trafen sie bald.

Als sie uns ansichtig wurden, schien es mir, als ob Madame M. erblasse. Sie redete mich mit einer Bewegung an, die mir nicht unbemerkt bleiben konnte. Der General empfing Immanuel mit Herzlichkeit, aber seine Gemahlin mit auffallender Kälte.

Sie sehen, sagte sie zu ihrem Mann, indem sie mit einem unmerklichen Zug der Augenbrauen auf

Immanuel wies, der eben den Rücken gewandt hatte, daß der Herr Ihrer Erlaubniß bedurfte, einen guten Freund mit zu bringen, um uns seinen Besuch zu machen: übrigens bin ich ihm doppelt verbunden.

Ehe ich antworten konnte, wandte sie den Rücken und sprach mit einer andern Person.

Bei Tische bekam ich meinen Platz neben ihr; es war keine Spur übler Laune mehr an ihr zu bemerken. Sie war allerliebst.

Nach dem Kaffee schlug der General einen Spaziergang nach dem Park vor, ich bot Carolinen den Arm, und sie nahm ihn an. In ihrer ganzen Person lag jenes Schmachtende und Hingebende, das die Italiener Morbidezza nennen, und das sich in andern Sprachen nicht gut ausdrücken läßt.

Was mich betrifft, ich schwamm in Entzücken. Dieser Leidenschaft, die eines ganzen Jahres bedurfte, um zu verschwinden, reichte ein einziger Tag hin, um meine ganze Seele wieder einzunehmen. Ich hatte nie Carolinen so geliebt, wie ich sie jetzt liebte. Die folgenden Tage änderten in ihrem Betragen gegen mich nichts, nur vermied sie jedes Alleinseyn mit mir. In dieser Besorgniß fand ich einen neuen Beweis ihrer Schwäche, und meine Liebe zu ihr ward, wenn es möglich war, noch heftiger.

Geschäfte riefen den General nach Paris. Es schien mir, als er seiner Frau dies mittheilte, als ob ein Strahl von Freude in ihren Augen glänzte, und ich

sagte zu mir selbst: Dank Dir, Caroline, Dank. Denn diese Abwesenheit macht Dir nur Freude, weil sie Dir mehr Freiheit schenkt; o wie wollen wir Beide alle Stunden, Minuten und Secunden dieser Abwesenheit benutzen!

Der General fuhr Nachmittags ab; wir begleiteten ihn bis an das Ende der Allee; Caroline hatte, wie gewöhnlich, auf dem Rückwege meinen Arm genommen, sie konnte kaum gehen, ihre Brust keuchte, ihr Athem war heiß. Ich sprach von meiner Liebe, und sie ward nicht böse, und als sie mir endlich zu schweigen gebot, war ihr Blick so schmachtend, daß er ganz ihren Worten widersprach.

Der Abend verging wie ein Traum; wir spielten, ich weiß nicht mehr was, aber neben ihr saß ich, bei jeder ihrer Bewegungen streiften ihre Haare mein Gesicht, und wie oft berührte ich ihre Hand; es brannte wie Feuer in meinen Adern.

Die Stunde des Aufbruchs erschien, meinem Glücke fehlte weiter nichts, als daß Caroline mir das einzige Wort wiederholte, das ich ihr so oft zugeflistert: „ich liebe Dich, ich liebe Dich." Ich ging auf mein Zimmer, froh und stolz wie ein König. Morgen, morgen vielleicht ist die schönste Blume der Welt, der unschätzbarste Diamant, Caroline, mein. Mein! In diesen Worten lag für mich die ganze Seligkeit.

Ich wiederholte sie, wie ein Wahnsinniger, und

lief dabei im Zimmer auf und ab; mir war, als sollte ich ersticken.

Endlich legte ich mich nieder, aber ich konnte nicht schlafen; ich stand wieder auf, trat an das Fenster und öffnete es. Das Wetter war köstlich, der Himmel glänzte von Sternen, die Luft schien balsamisch, Alles war schön und glücklich wie ich, denn man ist ja schön, wenn man glücklich ist.

Ich glaubte, die Stille der Natur, die Nacht, die Ruhe rund umher sollte auch mir Ruhe bringen. Der Park, wo wir den ganzen Tag lustwandelten, lag vor mir ....., ich konnte ja im Sande die Spuren ihrer Füße neben den meinigen sehen; ich konnte das Plätzchen erblicken, wo sie neben mir saß; ich stürzte hinaus.

Nur zwei Fenster waren erleuchtet längs der ganzen Façade des Schlosses; es war ihr Zimmer; ich lehnte mich an einen Baum und heftete meine Augen auf ihre Vorhänge.

Ich sah einen Schatten, sie hatte sich noch nicht zu Bette gelegt; sie wachte, vielleicht wie ich, verzehrt von Gedanken und Wünschen der Liebe.. Caroline, o Caroline!

Sie blieb unbeweglich und schien zu horchen. Plötzlich wandte sie sich zu der Thüre, die nahe am Fenster war. Ein anderer Schatten erschien neben dem ihrigen, die beiden Köpfe berührten sich, das Licht verlosch, ich stieß einen Schrei aus, mein Athem stockte.

Ich glaubte nicht recht gesehen zu haben, es sei

nur ein Traum .... mein Auge starrte nach den dunkeln Vorhängen, durch die mein Blick nicht zu dringen vermochte.

Der Mönch ergriff meine Hand und drückte sie convulsivisch.... O mein Herr, fragte er, waren Sie je eifersüchtig?

Sie brachten ihn also um? sprach ich, — er lachte krampfhaft, und Schluchzen unterbrach sein Lachen. Dann riß er plötzlich sich auf, schlug die Hände über den Kopf zusammen, bog sich gewaltsam zurück und stieß unarticulirte Töne aus.

Ich stand auf und umfaßte ihn.

Ruhig, ruhig! sprach ich, Muth!

O ich liebte dieses Weib so sehr, ich hätte ihm den letzten Hauch meines Lebens geopfert, jeden Tropfen meines Blutes, meine ganze Seele! Dieses Weib hat mich unglücklich gemacht, für diese und für jene Welt, ja, mein Herr, ich werde sterben, und Sie, nicht Gott, wird mein letzter Gedanke seyn.

Guter Vater!

Sehen Sie denn nicht, daß ich noch immer so bin, daß seit den 6 Jahren, die ich hier lebendig begraben zubringe, hoffend, der Tod, der hier seine Wohnung hat, tödte auch meine Liebe, kein Tag vergangen ist, wo ich nicht in meiner Zelle mich im Staube wälzte, keine Nacht, wo das Kloster nicht von meinem Geschrei wiederhallte; ach, die Schmerzen des Körpers

vermochten nicht diesen Wahnsinn der Seele zu bezwingen!

Er riß sein Gewand auf und zeigte mir seine zerfleischte Brust unter dem härnen Hemde, das er auf der bloßen Haut trug. — Sehen Sie, sehen Sie! sprach er.

Nun denn, Sie haben ihn doch gewiß niedergestoßen?

O weit schlimmer habe ich es gemacht, erwiederte er. — Es gab nur Ein Mittel, meine Zweifel aufzuhellen, ich mußte den Tag erwarten, das heißt, ich mußte in dem Corridor, der zu ihrem Zimmer führte, harren, um zu sehen, wer es verlasse.

Ich weiß nicht, wie lange ich harrte, Verzweiflung und Freude berechnen die Zeit nicht. Ein weißer Streif fing an am östlichen Horizonte sichtbar zu werden, als die Thür sich öffnete, ich vernahm Carolinens Stimme, und ob sie gleich leise sprach, hörte ich doch: „Lebe wohl mein Immanuel, mein Geliebter! bis Morgen!"

Dann schloß die Thüre sich wieder; Immanuel ging an mir vorbei; ich begreife nicht, daß er das Pochen meines Herzens nicht hörte... O Immanuel!

Ich eilte in mein Zimmer zurück, warf mich auf den Boden, sann auf alle Mittel mich zu rächen, rief die Hölle an, eins für mich zu erwählen, ich glaube, die Hölle hat mich erhört. Bei einem Vorsatz blieb ich stehen, dann ward ich ruhig. Ich ging zum Früh-

stück hinunter, Caroline stand am Spiegel und flocht ihr Haar; ich trat hinter sie, und sie erblickte mein Bild im Spiegel; ich mochte wohl sehr blaß seyn, denn sie erschrak, indem sie sich umwandte.

Was fehlt Ihnen? fragte sie.

Nichts, gnädige Frau, ich habe nicht gut geschlafen.

Und was hat denn ihre Ruhe gestört? setzte sie lächelnd hinzu.

Ich erhielt gestern Abends einen Brief, als ich von Ihnen ging, ich muß nach Paris.

Auf lange?

Auf einen Tag.

Ein Tag vergeht schnell.

Es ist ein Jahr oder eine Stunde.

Und zu welcher Klasse rechnen Sie den gestrigen?

Zu den glücklichen, gnädige Frau; einen solchen hat man nur einmal im Leben; denn wenn man den Gipfel erreicht, dann kann das Glück nicht höher steigen, es muß fallen. Wenn die Alten so weit waren, so warfen sie irgend etwas Köstliches in das Meer, um die bösen Geister zu beschwören. Ich glaube, ich hätte wohlgethan es gestern auch so zu machen.

Sie sind ein Kind, sagte sie, nahm meinen Arm und führte mich in den Speisesaal. Ich sah mich nach Immanuel um, er war schon früh auf die Jagd gegangen. O ihre Maßregeln waren so gut getroffen, daß man sie auch nicht auf einem Blick ertappen konnte.

Nach dem Frühstück bat ich Carolinen um die Adresse ihres Musikalienhändlers, weil ich einige Romanzen kaufen wolle. Sie nahm ein Stückchen Papier, schrieb die Adresse und gab es mir. Das war eben, was ich zu haben wünschte.

Ich ließ mein Pferd satteln, statt meinen Tilbury zu nehmen; es mußte rasch gehen. Caroline trat an die Haustreppe und sah mich fortreiten. So lange sie mich sehen konnte, ritt ich im Schritt; als der Weg sich aber wandte, ließ ich mein Pferd im gestreckten Galopp gehen und legte sechs Stunden in zwei zurück.

So bald ich in Paris ankam, ging ich zu meinem Banquier und ließ mir 30,000 Franken geben; von da eilte ich in Immanuel's Wohnung und fragte nach seinem Bedienten, er ward gerufen, ich schloß hinter uns die Thüre zu und sagte zu ihm:

Tom, willst Du 20,000 Franken verdienen?

Tom machte große Augen.

20,000 Franken? fragte er.

Ja, 20,000 Franken.

Ob ich 20,000 Franken verdienen will? — Ey ja wohl will ich das.

Wenn ich mich nicht irre, so thätest Du wohl dafür etwas weit Schlimmeres, als ich jetzt von Dir verlangen will? — Tom lächelte.

Sie schmeicheln mir eben nicht.

Nein, ich kenne Dich.

Nun, so reden Sie.

Höre — ich zog die Adresse, die Caroline mir gegeben hatte, aus der Tasche und zeigte sie ihm — Dein Herr erhält Briefe von dieser Hand, nicht wahr?

Ja, mein Herr.

Wo thut er sie hin?

In jenen Secretair.

Ich muß alle diese Briefe haben. Hier sind 3000 Franken Handgeld, und wenn Du mir die Briefe bringst, bekömmst Du die übrigen 17,000.

Wo wollen Sie mich erwarten?

In meiner Wohnung.

Eine Stunde nachher kam Tom zu mir und brachte ein Paket Briefe.

Ich verglich die Hand, es war dieselbe, ich gab ihm sein Geld, und er ging fort. Nun schloß ich mich ein. Damals gab ich Gold für diese Briefe, jetzt würde ich mein Blut darum geben, wären sie an mich geschrieben gewesen.

Immanuel war Carolinens Liebhaber seit zwei Jahren, er kannte sie schon als Mädchen; als sie verheirathet ward, verreiste er, denn das Kind, auf das der General M. so stolz war, war das seinige. Seit dieser Zeit kamen sie, wegen der Schwierigkeiten, die es machte, sich dem General vorstellen zu lassen, auch nicht zusammen. Als ich aber, wie ich schon erwähnt habe, den General mit seiner Frau im Holze traf, hatte sie und ihr Freund mich zum Deckmantel ausersehen, ich mußte ihr den Geliebten in die Arme füh-

ren, ich Immanuel zu Carolinen! Alle Artigkeit, alle Freundlichkeit, selbst die Zärtlichkeit, die sie gegen mich blicken ließ, Alles geschah nur um den Argwohn des Generals irre zu leiten, der mich nicht fürchten konnte nach dem, was seine Frau ihm früher von mir gesagt hatte. — Sie sehen, die Intrigue war meisterhaft, und ich so einfältig, so dumm!... Jetzt aber kam die Reihe an mich.

Ich schrieb an Caroline:

„Madame! Ich war gestern um 11 Uhr Abends „im Garten, als Immanuel zu Ihnen ging, ich sah ihn „eintreten; diesen Morgen um 4 Uhr befand ich mich „im Corridor, als er aus Ihrem Schlafzimmer kam, „ich sah ihn herauskommen. Vor einer Stunde habe „ich von Tom die Briefe gekauft, die Sie an seinen „Herrn schrieben."

Der General wurde erst zwei Tage später auf dem Schloß erwartet, daher war ich sicher, daß dieser Brief nicht in seine Hände fallen würde.

Den folgenden Tag um 11 Uhr trat Immanuel in mein Zimmer; er war blaß und mit Staub bedeckt; er fand mich auf meinem Bette, so wie ich am Abend mich darauf geworfen hatte, denn ich hatte die Nacht kein Auge geschlossen. Er trat auf mich zu.

Sie wissen sicher schon, was mich herführt, sagte er.

Ich vermuthe es wenigstens.

Sie haben Briefe, die an mich geschrieben sind?

Ja, mein Herr.

Die werden Sie mir zurückgeben.

Nein, mein Herr!

Was denken Sie denn damit zu machen?

Das brauchen Sie nicht zu wissen.

Sie weigern sich?

Ja, ich weigere mich.

Zwingen Sie mich nicht Ihnen zu sagen, wer Sie sind.

Gestern war ich ein Spion, heute bin ich ein Dieb, das habe ich mir selbst schon gesagt, ehe Sie es thun.

Und wenn ich Ihnen dies wiederhole!

Ach, Sie sind viel zu artig dazu.

Nun so werden Sie mir auch ohne dies Genugthuung geben.

Natürlich.

Jetzt gleich?

Ja, gleich.

Aber der Zweikampf ist ernstlich, auf Tod und Leben, ich sage es Ihnen.

Sie werden erlauben, daß ich erst mein Testament mache; das wird bald gethan seyn. — Ich klingelte. Mein Kammerdiener trat herein, er war ein Mensch, auf den ich mich verlassen konnte.

Joseph, sagte ich zu ihm, ich werde mich mit dem Herrn schlagen, vielleicht tödtet er mich. Ich ging darauf zu meinem Secretair und schloß ihn auf. — So-

bald Du erfährst, daß ich geblieben bin, fuhr ich fort, so nimm diese Briefe und trage sie zum General M. — Diese 10,000 Franken in jenem Schubfache sollst Du haben, da ist der Schlüssel.

Ich schloß den Secretär zu, gab Joseph den Schlüssel, dieser verneigte sich und ging. Darauf wandte ich mich zu Immanuel:

Jetzt stehe ich zu Diensten.

Immanuel war blaß wie eine Leiche, an jedem seiner Haare hing ein Schweißtropfen.

Was Sie jetzt thun, sprechen, ist schändlich.

Das weiß ich.

Er trat mir näher.

Wenn Sie mich tödten, geben Sie doch wohl wenigstens die Briefe an Carolinen zurück.

Das wird von ihr abhängen.

Was muß sie denn thun um sie zu bekommen, sagen Sie.

Sie muß sie sich holen.

Von Ihnen?

Ja, von mir.

Doch in meinem Beiseyn!

Nein, allein.

Nimmermehr!

Versprechen Sie nichts für sie.

Das thut sie nie.

Doch vielleicht. Gehen Sie aufs Schloß zurück,

überlegen Sie es mit ihr; ich gebe Ihnen drei Tage Zeit.

Er sann einen Augenblick nach, dann stürzte er aus dem Zimmer.

Am dritten Tage meldete Joseph mir eine verschleierte Dame, die mich allein zu sprechen wünsche.

Ich befahl sie herein zu führen, es war Caroline; ich zeigte auf einen Sessel, sie setzte sich, ich blieb vor ihr stehen.

Sie sehen, mein Herr, sprach sie, daß ich gekommen bin.

Es wäre unklug von Ihnen gewesen, wenn Sie es nicht gethan hätten.

Ich bin gekommen, weil ich Ihrem Zartgefühl vertraue.

Da haben Sie sich geirrt, gnädige Frau.

Sie wollen mir also diese unglücklichen Briefe nicht wiedergeben.

Sehr gern, aber unter einer Bedingung.

Welche?

O, Sie werden sie wohl errathen.

Sie hüllte ihr Gesicht in den Vorhang meines Fensters und geberdete sich wie eine Wahnsinnige, denn der Ton meiner Stimme verrieth ihr, daß ich unerbittlich bleiben würde.

Hören Sie, gnädige Frau, fuhr ich fort, wir haben Beide ein sonderbares Spiel gespilt; Sie sehr

fein, ich sehr hoch: jetzt habe ich die Partie gewonnen, suchen Sie sich in Ihren Verlust zu finden.

Sie rang die Hände und schluchzte.

Ach! Ihre Verzweiflung, Ihre Thränen helfen zu nichts; Sie haben es übernommen mein Herz auszudörren, es ist Ihnen gelungen.

Aber, sagte sie, wenn ich es Ihnen schwöre, vor dem Altare schwöre, Immanuel nie wieder zu sehen.

Schwuren Sie nicht auch vor dem Altar, dem General treu zu bleiben?

Wie! also nicht, um keinen andern Preis erhalt' ich diese Briefe!... nicht für Gold, für Blut!... sprechen Sie.

Nicht anders.

Sie schob den Vorhang zurück, in den sie ihr Gesicht verhüllt hatte, und sah mir ins Antlitz. Dieser blasse Kopf, diese vor Zorn glänzenden Augen und ihre aufgelösten Haare stachen wunderbar von dem rothen Vorhange ab.

O! sagte sie mit zusammengebissenen Zähnen, o! mein Herr, Ihr Betragen ist scheußlich!

Und wie nennen Sie das Ihrige?... Ich brauchte ein Jahr um meine Liebe zu bezwingen; es war mir gelungen, ich war nach Frankreich zurückgekommen voll Verehrung für Sie. Meine Marter war überstanden, ich dachte nicht mehr daran; ich suchte eine andere Liebe, und da traf ich Sie: ich suchte Sie nicht, Sie kamen mir entgegen; Sie rührten die Asche

in meinem Herzen auf und bliesen den Funken dieses alten Feuers wieder an. Nun, als es wieder brannte, als Sie es sahen, in meiner Stimme, in meinen Augen, in meinen Adern, in meinem ganzen Wesen.... wozu war ich Ihnen nun gut genug, wozu brauchten Sie mich? Den Mann in Ihre Arme zu führen, den Sie liebten, und zum Deckmantel zu dienen Ihren buhlerischen Küssen. Ich habe alles dies gethan, weil ich blind war! aber auch Sie waren blind, Sie bedachten nicht, daß ich nur den Mantel zu lüften brauche um Sie in Ihrer Blöße zu zeigen. Nun, Madame, entscheiden Sie, ob ich das thun soll?

Aber, mein Herr, ich liebe Sie ja nicht....

Ich verlange auch Ihre Liebe nicht.....

Da wäre es ja Gewalt, bedenken Sie....

Nennen Sie die Sache, wie Sie wollen....

O, Sie sind so grausam nicht, wie Sie sich stellen; Sie werden Mitleid haben mit einer Frau, die zu Ihren Füßen liegt — und sie fiel vor mir auf die Kniee.

Haben Sie Mitleid mit mir gehabt, als ich zu Ihren Füßen lag?

Aber ich bin ein Weib, und Sie ein Mann....

Leide ich darum weniger?

Ich flehe darum, mein Herr, geben Sie mir meine Briefe zurück, um Gottes Willen....

Ich glaube nicht mehr an Gott..

Um der Liebe willen, die Sie einst für mich hatten.

Die ist erloschen....

Um alles dessen willen, was Ihnen auf der Welt das Liebste ist.....

Ich liebe nichts mehr.

Nun dann, machen Sie mit den Briefen, was Sie wollen, sagte sie, indem sie aufstand; aber was Sie verlangen, wird nie geschehen — und sie eilte aus dem Zimmer. —

Sie haben Frist bis morgen um 10 Uhr, Madame, — rief ich ihr in der Thüre nach; — 5 Minuten später ist es nicht mehr Zeit.

Am andern Morgen um halb zehn Uhr trat Caroline in mein Zimmer und näherte sich meinem Bette.

Da bin ich — sagte sie.

Nun?

Machen Sie mit mir, was Sie wollen..........

Eine Viertelstunde darauf stand ich auf, ging an meinen Secretär, nahm den ersten besten Brief heraus und reichte ihn ihr hin.

Wie! nur diesen Einen! sprach sie erblassend.

Die andern stehen Ihnen auf dieselbe Art zu Diensten, wenn Sie sie zu haben wünschen, Sie brauchen sie nur abzuholen.

Und sie kam wieder? rief ich, indem ich den Mönch unterbrach.

Zwei Tage nach einander....

Und den dritten Tag?...

Da fand man sie mit Immanuel erstickt.

Aventirum.

Den folgenden Morgen mit Anbruch des Tages besuchten wir die Kapelle des heiligen Bruno, sie liegt eine halbe Stunde tiefer als die Karthause, auf der Spitze eines Felsens, und hat weiter nichts Merkwürdiges als die malerisch schöne Gegend und ihre kühne Lage. Im Innern sind schlechte Freskobilder, sechs Ordens-Generäle vorstellend, von außen steht über der Thüre folgende Inschrift, in deren letzter Zeile ich keinen rechten Sinn finde; ich gebe sie, wie sie ist.

Sacellum

Sancti Brunonis.

*

Hic est locus de quo

Gratianopolitanus episcopus

Vidit Deum

Sibi dignum construentem

Habitaculum.

Als wir aus der Kapelle wieder hinuntergingen, traten wir in eine kleine Grotte, in der zwei

Quellen neben einander sind; eine fast lauwarm, die andere eiskalt; ich stand hier still, betrachtete die herrliche Gegend und äußerte gegen meinen Reisegefährten, wie schön dieser Standpunkt für einen Maler wäre um die reizendste Landschaft aufzunehmen. Mein Führer lachte darüber.

Da ich in meiner Aeußerung gar nichts Lächerliches fand, so fragte ich ihn, warum er so lache.

Ach, sagte er, Ihre Bemerkung erinnert mich an eine närrische Geschichte.

Die hier vorgefallen?

Ja, gerade hier.

Kann ich sie erfahren?

Warum denn nicht; es ist kein Geheimniß; sie betrifft einen Landschaftsmaler aus Grenoble, der hier hergekommen war um zu malen; ein geschickter Mensch, wahrhaftig; er hatte das Fleckchen hier nach seinem Geschmack gefunden und sich daselbst eine Bude gebaut: das Ding sah närrisch aus. Stellen Sie sich so ein Zelt vor, rundum zu, nur oben eine Oeffnung; da steckte er so ein Ding hinein, daß das Loch zugestopft ward, und das Licht nur durch Spiegel herein fiel; ich weiß nicht, wie das gemacht war, genug das ganze Land, fünfhundert Schritte umher, war ganz im Kleinen auf einem Papier zu sehen; er nannte das Ding eine Kammer, ich weiß nicht recht — eine Camera....

Camera obscura.

Richtig, so war es; wenn man so in der Bude war, sah man weder Himmel noch Erde, nichts als die Landschaft, die ganz natürlich auf dem Papiere sich abbildete, die Bäume, die Felsen, die Wasserfälle, kurz Alles; wahrlich, wenn kein Wind war, so hätte ich die Bäume so gut zeichnen wollen wie er. Nun war er auch einmal in seiner Bude und ließ es sich blutsauer werden; da bemerkt er in einer Ecke seiner Landschaft sich Etwas bewegen; gut, denkt er, das macht die Landschaft lebendig. Als er nun das Ding, das sich da bewegt, abzeichnen will, da guckt, da guckt er.. reibt sich die Augen — Wissen Sie wohl, was das für ein Ding war, das da in der Ecke sich bewegte?

Nein.

Je nun, es war ein Bär, zwar nicht größer als eine Nuß, weil der vertrackte Spiegel Alles verkleinerte, aber ganz übrigens wie die Dinge in der Natur sind; der Bär also kam auf seine Bude zu, und je näher er kam, je größer ward er auch auf dem Papiere; er war schon so groß wie eine welsche Nuß, nun ward dem Maler bange, er warf Papier, Pinsel und Alles hin, und lief spornstreichs und halb todt nach der Karthause. Er ist seitdem öfter hier gewesen, aber nie getraute er sich weiter als ein Paar hundert Schritte von den Gebäuden, und ehe er an die Arbeit ging, sah er sich in allen Winkeln um, ob nicht wieder ein solches vierfüßiges Thier da sei.

Ich versprach die Geschichte meinen Kunstfreunden

mitzutheilen; und bei meiner Zuhausekunft habe ich es auch gethan, die Anekdote fand gute Aufnahme bei den Schelmen.

Auf unserm Rückwege kamen wir wieder bei der großen Karthause vorüber; am Tage wollte ich aber doch nichts von dem Innern sehen, das bei der Nacht einen solchen Eindruck auf mich gemacht hatte, wir gingen also ohne uns aufzuhalten bis nach Saint-Laurent-du-Pont, wo wir unser Fuhrwerk fanden; denselben Abend noch kamen wir wieder nach Aix, und den folgenden Tag waren wir auf dem Wege nach Genf.

Während in Annecy Mittag gehalten wurde, ging ich in die Kirche Mariä Heimsuchung, wo sich die Reliquien des heiligen Franciscus von Sales befinden; bis das Gitter des Chors geöffnet wurde, besah ich die beiden, an jeder Seite stehenden kleinen Büsten des heiligen Franciscus und der heiligen Chantal, in deren hohlem, mit Glas verschlossenem Piedestal Knochenstücke liegen, die als Reliquien verehrt werden.

Nach einigen Minuten kam der Sakristan ganz außer Athem und schloß das Chor auf. Im Eintreten fiel mir zuerst ein großes Gitter auf, das in ein daran stoßendes weitläuftiges, dunkles Gewölbe führte. Dieses Gitter verbindet die Kirche mit dem Kloster Mariä Heimsuchung, und da es, wie gesagt, in das Chor führt, so können die Geistlichen von den übri-

gen Gläubigen getrennt und ohne von den Laien bemerkt zu werden der heiligen Messe beiwohnen.

Ein Kasten von Bronze und Silber, der auf dem Altar steht, verschließt die Gebeine des heiligen Franciscus; dieser ist mit seinem bischöflichen Ornat bekleidet, die von Wachs gemachten Hände tragen Handschuhe, an einer Hand befindet sich der Bischofsring, das Gesicht ist unter einer silbernen Maske verborgen. Dieser Kasten, 18,000 Franken an Werth, ward 1820 von Graf Franz von Salles und seiner Gemahlin Sophie geschenkt. Mehrere Verwandten des Heiligen leben noch in der Gegend von Annecy, da dessen Tod sich erst 1623 ereignete.

In einer Seitenkapelle steht ein anderer Kasten, in welchem die heilige Chantal liegt, die gewöhnlich Mutter Chantal genannt wird. Ihr Behälter ist nicht so kostbar und schwer als der ihres Nachbars, er kostet auch nur 13,000 Franken. Die Königin Maria Christine, Gemahlin von Karl Felix von Savoyen, schenkte ihn der Kirche.

Am Abend kamen wir nach Genf, wo wir uns nur eine Nacht aufhielten; den folgenden Morgen um 7 Uhr schifften wir über unsern schönen, blauen See, am Mittag umarmte ich in Lausanne unsern Freund Herrn Pellis, und um 1 Uhr fuhr ich nach Moudon in einer der hübschen einspännigen Kaleschen, die so nett und bequem sind in Vergleich mit unsern Fiakers und Remisen.

Diese, so äußerst angenehme Art zu reisen ist doch nur auf breiten Landstraßen thunlich, das zerbrechliche Fuhrwerk würde von den Stößen auf Feldwegen leicht Schaden leiden; der Preis für Mann, Pferd und Wagen beträgt 10 Franken täglich, da man aber eben so viel für den zurückgehenden leeren Wagen bezahlen muß, so kann man 20 Franken rechnen; außerdem das Trinkgeld für den Fuhrmann, das der Großmuth des Reisenden überlassen ist und gewöhnlich, je nachdem der Kutscher gut fährt, steigt oder fällt. Im Allgemeinen beträgt es 40 Sous für den Tag; rechnet man nun für Frühstück 3 Franken, 4 für das Mittagsessen und 2 für ein Bett, so verzehrt man in 24 Stunden 31 Franken, und mit unvorhergesehenen Ausgaben 35 Franken.

Nach dieser genauen Angabe, die in einem Lande sehr nützlich ist, wo die Einwohner in der einen Hälfte des Jahres das verzehren, was sie in der andern verdienen, und wo die Wirthe gewöhnlich die Reisenden als Zugvögel betrachten, denen jeder eine Fettfeder ausrupfen muß, komme ich wieder auf meine kleine Kalesche zurück, die auf der Landstraße von Lausanne nach Murten hinrollt, und durch deren lederne Vorhänge ich Moudon erblicke.

Moudon, das Musdonium der Römer, hat weiter nichts Merkwürdiges als ein viereckiges Gebäude aus dem 13ten, und einen Springbrunnen aus dem

16ten Jahrhundert; er stellt den Moses, mit den Gesetztafeln in der Hand, vor.

Wir hielten zu Mittag in Payerne an, hier ist das Grabmal der Königin Bertha. Es ward bei einer Nachgrabung unter dem Gewölbe des St. Michaelis-Thurmes entdeckt, der zu der alten Abtei-Kirche gehörte, welche eine Tradition als den Ort ihres Grabmals bezeichnete. Der Sarkophag war in einem Sandsteinblock ausgehauen, in welchem die Gebeine der Wittwe Rudolph's sich gut erhalten hatten. Der Staatsrath des Waadtlandes hatte das Protokoll über diese Nachgrabung geprüft und sich überzeugt, daß die Gebeine wirklich die der Königin waren, welche 970 starb; er ließ sie in die Parochialkirche bringen und vor dem Monument eine schwarze Marmortafel mit folgender Inschrift errichten:

Piae Memoriae
Berthae
Rud. II. Burgund: Min: Reg: Conjug: Opt:
Cujus Nomen In Benedictionem,
Colus In Exemplum.
Ecclesias Fundavit, Castra Muniit,
Vias Aperuit, Agros Coluit,
Pauperes Aluit.
Transjuranae Patriae
Mater et Deliciae.
Post IX Secula
Ejus Sepulc: Ut Traditur Detectum

A. R. S. MDCCCXVIII.
Beneficiorum Erga Patres Memores
Filii Rite Restauravere
S. P. Q. Vaudensis.

Dem frommen Andenken
Bertha's
Der trefflichen Gattin Rudolph's II.
Königs von Klein-Burgund,
Deren Andenken in Segen bleibt,
Wie ihr Rocken ein Beispiel.
Sie gründete Kirchen, befestigte Schlösser,
Bahnte Landstraßen, baute die Felder,
Nährte die Armen.
Ihres transjuranischen Vaterlandes
Mutter und Wonne.
Nach Neun Jahrhunderten
Ward, wie man uns berichtet, ihr Grab gefunden
Im Jahr der Gnade MDCCCXVIII.
Dankbar ihren Wohlthaten den Voreltern erzeigt
Erneuerten es fromm deren Söhne,
Der Rath und das Volk des Waadtlandes.

Ein anderes Monument, nicht weniger besucht als jenes, ist bei dem Gastwirth für den neugierigen Reisenden zu sehen, nämlich der Sattel der Königin. Man sieht daran noch das Loch, in welches sie ihren

Rocken steckte, wenn sie umher reiste in ihrem Reiche. Uebrigens sind die Erzählungen aus dieser Epoche immer noch Allen heilig wie Erinnerungen des goldenen Zeitalters, und wenn man glücklicher Zeiten gedenkt, sagt man: das war damals, als Königin Bertha spann.

Zwei Stunden, nachdem wir Payerne verlassen hatten, kamen wir nach Avenches, das unter den Römern als Aventicum für die Hauptstadt von Helvetien galt; damals nahm es einen weit größern Platz als jetzt ein. Die Fahrzeuge des Sees von Murten landeten am Fuß ihrer Mauern; es hatte einen Circus, wo Löwen brüllten und Sklaven fochten; Bäder, wo Weiber vom Niger und vom Indus die mit Wohlgerüchen gesalbten Haare der römischen Damen flochten und weiße und rothe Bänder hineinwanden; ein Capitolium, wo die Besiegten den Göttern Dank sagten für den Triumph ihrer Besieger. Eine jener römischen Revolutionen, die wie Erdbeben vom Vesuv aus durch unterirdische Schluchten Foligno zertrümmern, traf auch Aventicum, der tödtliche Zwist nämlich zwischen Galba und Vitellius. Da es den Tod des Ersteren nicht wußte, wollte es ihm treu bleiben. Nun rückte Albanus Cäcina, Oberstatthalter von Helvetien, an der Spitze einer Legion, die die schreckliche hieß, heran. Nachdem er sich der Stadt Aventicum bemächtiget hatte, glaubte er in der Person eines reichen Römers Julius Alpinus den Anführer

der feindlichen Partei ergriffen zu haben; und trotz den Zeugen, die die Unschuld des Greises bestätigten, trotz den Thränen der Tochter dieses Greises, Julia, einer Vestalin, die man nur die schöne Priesterin nannte, ward Alpinus hingerichtet. Julia konnte ihren Vater nicht überleben; ihr ward ein Grabmal errichtet mit folgender Inschrift zum Denkmal der kindlichen Liebe:

Julia Alpinula hic jacet
Infelicis patris infelix proles.
Exorare patris necem non potui,
Male mori in fatis illi erat.
Vixi annos XXIII. *)

Darauf ward Aventicum zerstört und Vidonium, das jetzige Windisch**), entstand an seiner Stelle. Die alte Hauptstadt blieb unbeachtet, bis Titus Flavius Sabinus, der lange in Asien Einnehmer der Abgaben und Gefälle gewesen war, sich dorthin zurückgezogen, dort gestorben und eine Wittwe und zwei Söhne hinterlassen hatte, wovon der Jüngste Kaiser ward. Es war Vespasian.

---

*) Hier ruhet Julia Alpinula — unglückliche Tochter eines unglücklichen Vaters. Ich konnte meinen Vater vom schmählichen Tode nicht losbitten. — Sein Schicksal bestimmte ihm schreckliches Sterben. — Ich lebte 23 Jahre.

**) Kleiner Marktflecken im Aargau.

Kaum saß dieser auf dem römischen Throne, als er als frommer Sohn seiner armen Vaterstadt sich erinnerte, die er in Helvetiens Bergen verlassen hatte. Eines Tages kam er dahin, ohne Krone, ohne Lictoren, stieg einige Stadien vorher aus seinem Wagen und auf einem Wege, den er noch aus seiner Kindheit kannte, begab er sich in das Haus, wo er geboren worden, gab sich den damaligen Bewohnern zu erkennen und verlangte das Zimmerchen, das 15 Jahre lang das seinige gewesen war. Auf diesem Zimmer, das er ohne eine so glänzende Zukunft zu ahnen bewohnt hatte, beschloß er den neuen Glanz von Aventicum. Sein mächtiges Gebot belebt Alles; der Circus erhebt sich wieder und ertönt aufs Neue von Gebrüll und Klagen; neue Bäder, prachtvoller als die alten, gehen aus den Marmorbrüchen Crevola's hervor; majestätisch erhebt sich ein Tempel des Neptuns und auf seinen toscanischen Säulen, mit einer Architrave überbaut, prangen Amphitritens Meerpferde und die fabelhaften Syrenen des Ulysses künstlich gebildet. Als endlich die Stadt wieder schön und geschmückt dastand, und die Eitle sich wieder in den blauen Gewässern des Murtener-Sees spiegelte, gab ihr der Kaiser, um ihren Schmuck zu vollenden, einen Mauergürtel, den er mit großem Aufwand aus den Steinbrüchen von Narde-Nolex (Neufchatel) herschaffen ließ; und zum zweiten Male ward Aventicum die Hauptstadt des Landes,

gentis caput, ein Titel, den sie behalten hat bis unter der Regierung des Constantinus Chlorus.

Im Jahr Christi 307 warfen die Germanen sich auf Helvetien, drangen in Aventicum ein und machten dort ungeheure Beute. Bei dem Hülferuf der Einwohner, die jene als Sklaven wegführten, eilte der Kaiser herbei mit seinem Heere, trieb die Germanen bis jenseits des Rheins, baute am Ufer dieses Flusses und an einem See die Stadt Kostnitz und besetzte die Bergkette längs dem Aargau mit Festungen und Soldaten um einen neuen Einfall abzuwehren. Aber für Aventicum kam die Hülfe zu spät; die Stadt war zum zweiten Mal zerstört, und Ammian Marcellin, der um 385 dort durchreiste, das heißt 48 Jahre später, fand sie öde: die Denkmäler waren fast zerstört und die Mauern niedergerissen.

So blieb sie verstümmelt und verlassen bis 607, wo der Graf Wilhelm von Burgund auf der Grundlage des Capitols des Kaisers Galba sein romantisches Schloß baute.

Kurze Zeit nachher (616) während des Krieges zwischen Theoderich und Theodebert ward Aventicum aufs Neue eingenommen; das kaum gebaute Schloß ward geschleift, die Stadt völlig zerstört, so daß die ganze Gegend den Namen Aechtland, oder wüstes Land, bekam und diesen Namen behielt bis 1076, wo Bonnard, Bischof von Lausanne, die neue Stadt

aus den Trümmern der alten erbauen ließ, und statt Aventicum sie Avanches nannte

Die neue Stadt hat noch, für den wißbegierigen Reisenden, ihre alte Geschichte behalten, gegraben in die Bücher von Stein und Marmor; bei einer etwas genauen Forschung erkennt man auch in ihren Trümmern die beiden Zeitalter, denen sie angehörte. Das Amphitheater, das am Ende der Stadt auf einer Erhöhung gebaut ist, hat noch in seinem aufgegrabenen Fundamente den unterirdischen Behälter, wo die Löwen eingesperrt wurden; dieser ist augenscheinlich aus der ersten Epoche, nämlich aus den Zeiten August's. Ein Helvetier und ein Römer, die sich die Hände reichen, und an der Ringmauer ausgehauen sind, beweisen, daß es kurz nach dem helvetischen Frieden gebaut wurde.

Die beiden Säulen des Neptunustempels, welche noch stehen, sind von weißem Marmor und aus der Zeit der Regierung Vespasian's. Dies ist Alles, was noch übrig ist von einer Art von Börse, die die Gesellschaft der Nautae (Schiffer) auf ihre Kosten bauen ließ, so wie es die Inschrift beweist, die in dem Giebel eingegraben ist:

In Honorem Domus Divinae
Nautae Avranii Aramici
Scolam De Suo Instruxerunt.
L. D. D. D.

Als ich diese Säulen sah, hatte ein Storch auf

der höchsten sein Nest gebaut, wo er seine Jungen unter dem Schutz der waadtländischen Regierung aufzog. Die Geldstrafe von 70 Franken, die darauf steht, wenn man eins dieser Thiere tödtet, machte ihn so sicher, daß er durch unsere Annäherung sich gar nicht in der Besorgung seiner Wirthschaft stören ließ, sondern ganz ernsthaft mit seinem Schnabel und seinen Füßen einen armen Frosch zertheilte und mit wahrer väterlicher Unpartheilichkeit jedem seiner Kinder ein Stück davon gab.

Die übrigen, einige Aufmerksamkeit verdienenden alten Trümmer sind: ein colossaler Kopf Apollo's, ein Kopf des Jupiter und ein Löwe von Marmor. Diese Trümmer stehen im Amphitheater.

Was die Amphoren, die Todtenurnen, die kleinen Statuen von Bronze und die bei dem Nachgraben gefundenen Schaumünzen betrifft, so findet der Reisende diese mit ziemlichem Geschmack und gehöriger Ordnung bei dem Syndikus Toller aufgestellt. Ueberdies rathe ich Jedem eine kleine Statue aufmerksam zu betrachten, die der ehrliche Rathsherr als einen Paris zeigt, wie er den goldnen Apfel verschenkt. Wenn dies wirklich ein Paris ist, und alle Verhältnisse dieser Figur richtig sind, so erklärt sich die hartnäckige Liebe der Helena ganz leicht. Eine schöne Figur war nicht das einzige Geschenk, welches Venus aus Erkenntlichkeit dem phrygischen Hirten gemacht hatte.

Einige hundert Schritte außerhalb der Mauern und am Rande der Landstraße links ist an einem kleinen Hause, das auf Kosten der Stadt gebaut wurde, eine ziemlich schöne Mosaik, welche der Boden eines Bades gewesen zu seyn scheint. Wir brauchten höchstens zwei Stunden um alle diese Merkwürdigkeiten zu besehen und fuhren darauf nach Murten.

Karl der Kühne.

Murten ist berühmt in den Jahrbüchern der Schweizer durch die Niederlage des Herzogs von Burgund, Karl des Kühnen. Ein Beinhaus von den Schädeln und Knochen der achttausend Burgunder war die Trophäe, welche die Stadt vor einem ihrer Thore zum Andenken des Sieges errichtet hatte. Drei Jahrhunderte lang stand dieser Tempel des Todes dort, zeigte an den gebleichten Gebeinen die Spuren der Schwerdthiebe, welche ihnen die Sieger geschlagen hatten, und trug folgende Triumphinschrift:

Deo Opt: Max:
Caroli Inclyti Et Fortissimi
Burgundiae Ducis Exercitus
Muratum Obsidens Ab Helvetiis
Caesus Hoc Sui Monumentum Reliquit
Anno MCCCCLXXVI. *)

*) Gott, dem Gütigen, Mächtigen; das Heer des glor=

Ein burgundisches Regiment zerstörte 1798 bei dem Einfalle der Franzosen dieses Denkmal, und um alle Spur der Schmach seiner Voreltern zu vertilgen, wurden die Gebeine in den See geworfen, der nun bei jedem Sturm einige davon an das Ufer schleudert.

1822 ließ die Republik Freyburg da, wo das Beinhaus gestanden, eine einfache vierseitige Säule von gehauenem Stein errichten; sie ist ungefähr 30 Fuß hoch und trägt, auf der nach der Landstraße gekehrten Seite, folgende Inschrift:

Victoriam
XXII Iun: MCCCCLXXVI
Patrum Concordia
Partam
Novo Signat Lapide
Respublica Friburg:
MDCCCXXII.

Will man mit einem Blick das Schlachtfeld von Murten überschauen, so muß man ungefähr 100 Schritte vom Beinhause hintreten; dann hat man die, amphitheaterartig am Ufer des Sees, der ihre Mauern bespült, erbaute Stadt vor

---

reichen, mächtigen Herzogs Karl von Burgund, das Murten belagerte und von den Schweizern vernichtet ward, hinterließ hier dieses Denkmal seiner Niederlage.

sich; rechts die Höhen von Gurmels, hinter welchen die Sarne fließt; links den See, über den der Berg Nuilly mit Reben bedeckt vorragt und ihn von dem See von Neufchatel trennt; hinter sich gewahrt man das kleine Dorf Faug; endlich unter seinen Füßen das Feld, wo das blutige Schauspiel von des Herzogs von Burgund tragischer Trilogie aufgeführt ward, das bei Granson anfing und bei Nancy endete.

Eine frühere Niederlage hatte dem Herzoge schon bewiesen, daß, obgleich er den Namen „der Kühne" behauptete, er doch den „der Unüberwindliche" verloren hatte; das brachte einen Flecken in sein herzogliches Schild, der nur mit Blut ausgewaschen werden konnte; nur Ein Gedanke, der der Rache, ersetzte bei ihm seine Macht, sein Muth blieb derselbe, doch nicht sein Vertrauen. Man traut seiner Waffe nicht mehr, wenn sie stumpf geworden ist. Dennoch trieb ihn der Stolz zu seinem Ruin, und er ging in dem Sturm wie ein treibendes Schiff, das an allen Felsen scheitert. In einem Zeitraume von drei Monaten hatte er ein Heer zusammengebracht wie das aufgeriebene; allein die neuen Soldaten, aus der Picardie, aus Burgund, aus Flandern und Artois gezogen, waren sich unter einander fremd und gehässig. Zu einer andern Zeit würde das unerschütterliche Glück des Herzogs sie durch gemeinsames Vertrauen auf ihn vereiniget haben; aber die Tage des Unglücks zo=

gen heran, und diese Heere gingen zum Kampfe murrend und ohne Mannszucht.

Die Schweizer ihrer Seits hatten sich nach ihrer Gewohnheit gleich nach dem Siege bei Granson zerstreut; Jeder war seinem Banner in seinen Canton gefolgt: denn die Zeit, wo sie ihre Alpen bezogen, war gekommen, und der an der Mai-Sonne schmelzende Schnee rief die Hirten-Krieger mit ihren Heerden auf die Alpenweiden.

Als der Herzog von Burgund am 10. Juni 1476 sein Lager am westlichen Ufer des Sees bei dem Dörfchen Faug aufschlug, bestand die ganze Macht, welche die Schweizer ihm entgegenstellen konnten, in einer Garnison von 1200 Mann, und ihre ganze Schutzwehr war das Städtchen Murten. Sobald die Schwesterstadt Bern erfuhr, daß der Herzog mit seinem ganzen Heere anrückte, eilten Boten in alle Cantone, Feuerzeichen flammten auf allen Bergen und der Aufruf: „Zu den Waffen" ertönte in allen Thälern.

Adrian von Bubenberg, der die Garnison von Murten befehligte, sah dieses Heer, dreißig Mal stärker als das seinige, vorrücken, aber keine Spur von Furcht war an ihm zu bemerken: er rief Krieger und Bürger zusammen, zeigte ihnen, wie sehr jetzt einer des andern bedürfe, wie sie nur eine Familie ausmachen und unter einander als Brüder sich beistehen müßten. Und als er sie in diese Stimmung versetzt hatte, ließ er sie schwören, sich bis auf den letzten

Mann unter den Trümmern der Stadt zu begraben. Dreitausend Stimmen schwuren zugleich, dann erhob sich eine Einzelne und schwur Tod dem, der von Ergebung sprechen würde, und dies war Adrian von Bubenberg's Stimme. Nachdem er diese Vorkehrungen getroffen hatte, schrieb er an die Berner: „Der Herzog von Burgund ist hier mit seiner ganzen Macht, „seinen italienischen Söldnern und einigen verrätherischen Deutschen; aber die Herren Schultheiß, Räthe „und Bürgerschaft können ohne Furcht seyn, sie dürfen sich nicht übereilen und mögen alle unsere Verbündeten beruhigen; Ich werde Murten vertheidigen."

Während dieser Zeit umzog der Herzog die Stadt mit den Flügeln seiner Armee, befehligt von dem großen Bastard von Burgund und dem Graf von Romont. Der Erste dehnte sich aus über die Straße von Avenche und Estavayer; der Andere über die Straße von Arberg; der Herzog selbst bildete das Centrum und von seinem stolzen hölzernen Hause, das er auf der Höhe von Courgervaux hatte errichten lassen, konnte er ihre Bewegung nach Gefallen lenken. Die Stadt war nur von einer Seite frei, nämlich von der nach dem See, auf dessen hellem Spiegel jede Nacht Barken mit Streitern, Provision und Kriegsmunition hinglitten.

Auf der andern Seite der Sarne und im Rücken des Herzogs ordneten die Schweizer nicht sowohl ihre Vertheidigung, als vielmehr den Angriff. Die kleinen Städte Laupen und Gumenen waren in den

Stand gesetzt einem plötzlichen Ueberfall zu begegnen, und geschützt durch dieselben war Bern zum Vereinigungspunkte der Verbündeten bestimmt.

Der Herzog sah bald ein, daß keine Zeit zu verlieren sei; er forderte die Stadt zur Uebergabe auf, und auf die Weigerung ihres Commandanten ließ der Graf von Romont 70 große Bombenmörser spielen, die nach zwei Stunden eine Bresche in die Stadtmauer gemacht hatten, groß genug um stürmen zu können. Als die Burgunder die Mauer einstürzen sahen, eilten sie auf die Stadt zu und schrien: „Gewonnen;" allein sie fanden an der Bresche eine zweite Mauer, schwerer zu durchbrechen als die erste, eine lebendige Mauer, eine Mauer von Eisen, gegen welche die 11,000 Mann des Grafen von Romont fünfmal in acht Stunden vergebens andrangen. Siebenhundert Soldaten fielen bei dem ersten Sturm, und der Anführer des Geschützes ward durch einen Büchsenschuß getödtet.

Der Herzog von Burgund wandte sich jetzt wie ein angeschossener Eber und stürmte auf Laupen und Gumenen los. Dieser Stoß erschallte bis nach Bern und verbreitete dort augenblicklichen Schrecken, als sich die Berner so nahe bedroht sahen; sie sandten ihre Banner mit 6000 Mann den beiden Städten zu Hülfe, und diese kamen gerade, als Karl zum Rückzuge blasen ließ.

Der Zorn des Burgunders war nun aufs Höchste

gestiegen. Selbst gewissermaßen belagert zwischen drei Städten, die er belagerte, schien er ein Löwe zu seyn, der in einem feurigen Dreieck eingeschlossen tobt: Niemand wagte es ihm zu rathen; wenn er seine Anführer rief, nahten sie zitternd, und die Wache an seiner Thür hörte mit Schaudern ihn in der Nacht laut aufschreien und seine Waffen zerbrechen.

Zehn ganze Tage donnerte das schwere Geschütz ohne Unterlaß, durchlöcherte die Mauern und verheerte die Stadt ohne die Einwohner nur einen Augenblick zu ermatten. Zwei Stürme, von dem Herzog selbst angeführt, wurden zurückgeworfen; zweimal erreichte der Kühne die Höhe der Bresche und zwei Mal mußte er wieder zurück. Adrian von Bubenberg war allenthalben, und es schien, als ob seine Seele jedem einzelnen Soldaten sich mittheilte. Darauf, als er den ganzen Tag über die wüthenden Angriffe seiner Feinde abgetrieben hatte, schrieb er am Abend an seine Verbündeten: „Uebereilt Euch nicht, meine Herrn, und seid ganz ruhig; so lange noch ein Tropfen Blut in unsern Adern bleibt, werden wir Murten vertheidigen."

Indessen hatten die Cantone sich in Marsch gesetzt und vereinigt. Schon waren die Männer von Oberland, Brienz, Aargau, Uri und Entlibuch angekommen; der Graf Oswald von Thierstein war zu ihnen gestoßen, und hatte die Männer des Erzherzogs Sigismund mitgebracht; der Graf Ludwig von

Eptingen lagerte unter den Mauern von Bern mit dem Contingent, welches Straßburg versprochen und als redlicher Bundesgenosse gestellt hatte; endlich war auch der Herzog René von Lothringen in die Stadt eingerückt, an der Spitze von 300 Reitern; neben seinem Pferde ging ein ungeheurer zahmer Bär, dem er seine Hand wie einem Hunde zum Lecken hinhielt. Man erwartete nur noch die Züricher; auch sie kamen am 21. Juni gegen Abend an, in Begleitung der Männer von Thurgau, Baden und den freien Aemtern.

Dies war mehr Hülfe, als die Verbündeten hofften; auch ward die Stadt Bern erleuchtet, und man brachte Tische vor die Hausthüren um die Gäste zu bewirthen. Man gewährte ihnen zwei Stunden Rast, darauf setzte sich Abends die ganze verbündete Armee in Marsch, voll Hoffnung und Muth; jeder Canton stimmte sein Kriegslied an. —

Am Morgen hörten sie die Frühmesse in Gumenen und dehnten nachher ihre Schlachtordnung aus über die Seite des Berges, der gegenüber, wo der Herzog sich gestellt hatte.

Hans von Hallwyl commandirte den Vortrab. Er war ein edler und tapfrer Ritter von Aargau, welchem Bern das Bürgerrecht geschenkt hatte, zur Belohnung für die hohen Waffenthaten, die er in den Armeen des Königs von Böhmen und in dem letzten Kriege der Ungarn gegen die Türken bewiesen hatte. Unter ihm standen die Bergmänner von Oberland,

von Entlibuch und 80 Freiwillige von Freyburg, welche, um sich in der Schlacht zu erkennen, Lindenzweige abgebrochen und als Federbüsche auf ihre Helme und Hüte gesteckt hatten. Nach ihnen kam das Haupttreffen, angeführt von Hans Waldmann von Zürich und Wilhelm Herter, Hauptmann der Leute von Straßburg; ihm hatte man diesen Theil des Befehls übertragen, um dadurch die treuen Bundesgenossen zu ehren, welche er den Verbündeten zugeführt hatte. Unter ihrem Befehle standen die Cantone, jeder nach seinem Banner geordnet, welches beschützt ward von 80 der tapfersten Männer mit Panzern, Speeren und Streitärten. Die Nachhut endlich ward angeführt von Kaspar Hartenstein von Luzern. Tausend Mann lüfteten längs den Seiten dieser Armee den Weg durch das Holz an dem Abhange des Hügels, längs welchem sie sich von Gumenen nach Laupen zog. Das ganze vereinte Heer der Verbündeten mochte 34,000 Mann stark seyn. Der Herzog hatte ungefähr eben so viele Soldaten, doch schien sein Lager ungleich größer wegen der Menge von Kaufleuten und fahrenden Frauen, die seiner Armee folgten.

Am Abend wurde das Lager aufgestört; es hatte sich das Gerücht verbreitet, die Schweizer seien über die Sarne gegangen. Der Herzog erfuhr dies mit großer Freude, sein ganzes Heer setzte sich sogleich in Bewegung und war schon dem Feinde entgegengezogen

bis an den Kamm des Berges; allein es fing an zu regnen, und sie zogen sich zurück.

Den folgenden Morgen wiederholte der Herzog dasselbe Manoeuvre. Jetzt konnte er auf der andern Seite des Hügels seine Feinde im Walde verschanzt bemerken. Der Himmel war düster und der Regen fiel dicht. Die Schweizer, welche gerade Ritter bewaffneten, hielten sich ganz ruhig. Nachdem der Herzog 2 bis 3 Stunden gewartet hatte, glaubte er auch diesen Tag verloren zu haben und zog sich in seine Wohnung zurück. Als seine Generäle fanden, daß das Pulver feucht und die Sehnen der Bogen schlaff geworden, auch die Leute ganz ermattet waren, gaben sie das Zeichen zum Rückzuge. Diesen Augenblick hatten die Schweizer erwartet. Kaum sahen sie die Bewegungen, welche die Armee des Herzogs machte, als Hans von Hallwyl seinen Leuten zurief: — Kniet, Kinder, und laßt uns beten! — Alle gehorchten. Die Nachhut folgte diesem Beispiel, und 34,000 Stimmen erhoben sich zum Gebet für Freiheit und Vaterland gen Himmel.

In diesem Moment, sei es Zufall oder Beweis des göttlichen Schutzes, zerriß der Wolkenschleier, der den Himmel verhüllte, und die Sonne bestrahlte die Waffen der knieenden Menge. Darauf erhob sich Hans von Hallwyl, zog sein Schwerdt, und nach der Seite sich wendend, wo die Sonne herstrahlte, rief er: —

„Tapfere Männer, Gott sendet uns Sonnenschein, denkt an Weib und Kind!"

Die ganze Armee erhob sich und Alles rief mit Einer Stimme: „Granson! Granson!" und darauf rückten sie vorwärts und gelangten in guter Ordnung auf den Kamm des Hügels, den kurz vorher die Leute des Herzogs besetzt hatten. Hier stieß ein Haufen Hunde der Bergschweizer, die vor der Fronte herliefen, auf einen Trupp Jagdhunde der burgundischen Ritter, und gleichsam als ob jene den Haß ihrer Herren theilten, stürzten sie auf einander los; die Berghunde, gewöhnt Stieren und Bären die Spitze zu bieten, hatten wenig Mühe ihre Feinde zu besiegen, und diese retteten sich heulend ins feindliche Lager: die Verbündeten hielten dies für eine glückliche Vorbedeutung. Nun theilten die Schweizer sich in zwei Haufen um einen doppelten Angriff zu machen. Schon den vorigen Tag waren 1000 oder 1200 Mann, von der Hauptarmee detachirt, über die Sarne gegangen, etwas höher hinauf als da, wo sie mit der Aar zusammenfließt, und so weit vorgerückt, daß Graf Romont sie sehen konnte; sie sollten ihn beunruhigen und ihn verhindern den Herzog Karl zu unterstützen. Hallwyl, der eine dieser Abtheilungen, die zu seiner Vorhut gehörte, befehligte, und Waldmann, der die andere Abtheilung commandirte, manoeuvrirten gemeinschaftlich, so daß Beide zu gleicher Zeit angreifen konnten. Von einem gemeinschaftlichen Punkt ausgehend, theilten sie

sich wie ein V und machten den Angriff, Hallwyl auf die rechte und Waldmann auf die linke Seite des Lagers, das rund umher durch Gräben und Verschanzungen gedeckt war, aus deren Schießscharten eine Menge schwerer Kanonen und Feldschlangen ihren schwarzen Rachen hervorstreckten. Diese ganze Linie blieb still und ruhig, bis die Verbündeten auf halbe Schußweite herangekommen waren. Nun schien plötzlich ein Feuer das ganze Lager zu umgeben; das Geschrei der Schweizer verrieth, daß diese Boten des Todes ihre Reihen gelichtet hatten.

Hallwyl's Haufe besonders litt am Meisten durch diese erste Salve. René von Lothringen eilte mit seinen 300 Reitern ihm zu Hülfe. In diesem Augenblicke öffnete sich ein Thor des Lagers, ein Trupp burgundischer Reiter stürzte heraus und drang mit eingelegter Lanze auf jene ein. Als sie nur noch vier Lanzenlängen von einander entfernt waren, warf eine Kanonenkugel das Pferd des René von Lothringen nieder; der Reiter wälzte sich im Staube, man hielt ihn für todt, Hallwyl eilte herzu und rettete ihn. Waldmann war bis an den Rand des Grabens vorgedrungen, ward aber gezwungen zurückzuweichen vor dem Feuer des burgundischen Geschützes; er ordnete seinen Haufen wieder hinter einem Hügel und ging von Neuem auf den Feind los.

Nun ward dem Herzog Karl gemeldet, daß die Schweizer angriffen; er glaubte dies nicht, da er bei

den ersten Schüssen, die er gehört, gar nicht aus seinem Zelte gegangen war, in der Meinung, man schösse noch auf die Stadt.

Der Bote traf ihn halb entwaffnet, ohne Schwerdt an der Seite, ohne Helm und ohne Panzer und Handschuhe. Er wollte anfangs der Nachricht keinen Glauben beimessen, und als der Bote ihm versicherte, daß er mit seinen Augen die Schweizer das Lager hätte angreifen sehen, ward er wüthend und schlug ihn ins Gesicht. Jetzt trat auch ein Ritter ein, an der Stirne verwundet und die Waffen mit Blut bespritzt, da mußte er es endlich glauben. Schnell stürzte er seinen Helm auf und zog seine Eisenhandschuhe an, sprang auf sein Streitroß, das gesattelt bereit stand, und als man ihm bemerkte, daß er sein Schwerdt nicht habe, zeigte er auf die eiserne Keule, die an seinem Sattel hing, und sagte, er brauche weiter keine Waffe um solche Thiere nieder zu schlagen. Mit diesen Worten setzte er sein Roß in Galopp und sprengte auf die höchste Stelle des Lagers zu, von wo er mit einem Blicke das ganze Schlachtfeld überschauen konnte. Kaum hatte man an der herzoglichen Fahne, die er bei sich hatte, den Punkt erkannt, wo er stand, so eilten der Herzog von Sommerset, Hauptmann der Engländer, und Graf von Marle, ältester Sohn des Connetable von St. Paul, zu ihm um seine Befehle einzuholen. — Thut, was ihr mich thun seht, sprach er, indem er sein Pferd nach der Seite des Lagers

hintrieb, die eben gestürmt wurde, dies war wieder Hallwyl mit seinem Vortrab; als er an einer Stelle zurückgeschlagen worden, hatte er sich um die Verschanzung herumgezogen und, da er endlich eine schwache Stelle fand, sie durchbrochen. Er richtete sogleich die feindlichen Kanonen gegen den Feind selbst und zerschmetterte in geringer Schußweite die Burgunder mit ihrem eigenen Geschoß. Auf diesem Punkt hin wandte sich der Herzog; es war gerade auf der Stelle, wo jetzt die Straße nach Freyburg geht.

Karl stürzte wie der Blitz mitten in dies Getümmel; seine Waffe wüthete gleich dem Schwert eines Würgengels; was er traf, stürzte zu seinen Füßen. Jetzt schien das Glück des Kampfes sich auf des Herzogs Seite zu wenden, als er plötzlich an der äußersten Rechten großes Geschrei und Tumult vernahm. Hartenstein und seine Nachhut hatte die, in dem Schlachtplan der Schweizer, der Armee vorgeschriebene Kreisbewegung fortgesetzt; es war ihm gelungen das feindliche Lager zu umgehen und er griff es an der Stelle an, wo es an den See stieß. Der große Bastard vertheidigte diesen Punkt, er hielt muthig dem Sturme Stand, und vielleicht würde er ihn zurückgeschlagen haben, wenn nicht unter seinen Leuten eine große Verwirrung entstanden wäre. Adrian von Bubenberg kam mit 2000 Mann aus der Stadt und nahm den Feind zwischen zwei Feuer.

Indessen hatte Herzog Karl seine Artillerie, die

den Schweizern in die Hände gefallen war, nicht wieder nehmen können; jede Salve raubte ihm ganze Glieder; aber da seine Leibtruppen um ihn waren, dachte Niemand ans Weichen; es waren dies die Bogenschützen zu Pferde, seine Haustruppen und die Engländer; sie würden sich länger gehalten haben, wenn nicht der Herzog René, der sich wieder aufs Pferd geschwungen hatte, in Begleitung der Grafen Eptingen, Thierstein und Greyern sich mit 300 Reitern in dieses Gemetzel gestürzt hätte. Der Herzog von Sommerset und Graf von Marle fielen bei dem ersten Anprallen. René suchte vor Allem das Banner des Herzogs, seines Todfeindes. Drei Mal trieb er sein Pferd so nahe, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte um die Fahne zu ergreifen, aber jedes Mal warf sich ein neuer Ritter ihm entgegen, den er erst niederhauen mußte; endlich gelang es ihm Jacob von Mars zu erreichen, der dieselbe trug; er tödtete sein Pferd, und während der Reiter unter dem sterbenden Rosse ergriffen ward und, statt sich zu vertheidigen, das Banner seines Herrn fest an seine Brust drückte, fand René mit seinem Schwerte die Fuge seiner Rüstung, faßte dasselbe mit beiden Händen und, indem er mit der Schwere seines ganzen Körpers auf das Gefäß sich legte, spießte er seinen Feind an den Boden; während dessen kroch Einer von seinem Gefolge zwischen den Füßen der Pferde durch und entriß den Händen des de Mars das Banner, das der treue Ritter nur im Tode fahren ließ.

Nun ging es wie bei Granson; es war kein Rückzug, es war eine völlige Flucht; denn Waldmann, der nun auch auf dem Punkte, den er angegriffen, gesiegt hatte, vermehrte noch die Verwirrung. Herzog Karl und Alles, was ihm noch von Soldaten übrig blieb, waren von allen Seiten eingeschlossen; der Graf von Romont, beunruhigt von den gegen ihn geschickten Truppen und überdies unwissend, was hinter seinem Rücken vorging, konnte den Herzog nicht frei machen; es blieb also nur noch eine Hoffnung übrig sich eine Oeffnung durch die lebendige Mauer zu bahnen, deren Dicke man nicht berechnen konnte, und, wenn man glücklich auf die andere Seite käme, spornstreichs nach Lausanne zu zu reiten. Sechszehn Ritter umgaben den Herzog, legten ihre Lanzen ein und drangen mit ihm durch den dicksten Haufen der Verbündeten. Vier derselben fielen, die Herren von Grimberges, von Rosimbos, von Mailly und von Montaigu, die übrigen Zwölf erreichten mit ihrem Herrn Morges, indem sie in zwei Stunden zwölf Stunden Weges zurücklegten. Dies war Alles, was Karl der Kühne von seinem reichen und mächtigen Heere rettete.

Von dem Augenblicke an, wo der Herzog keinen Widerstand mehr leistete, wich Alles zurück. Die Verbündeten überschwemmten das Schlachtfeld, schlugen nieder, was noch stand, mordeten, was gefallen war, Nichts ward verschont außer den Weibern; die Burgunder, die über den See zu entkommen suchten, wur-

den in Barken verfolgt; das Wasser war voll Leichname und gefärbt von Blut, und noch lange nachher zogen die Fischer mit ihren Netzen zerbrochene Rüstungen und Schwerter herauf.

Das ganze Lager des Herzogs von Burgund mit Allem, was darin war, fiel in die Hände der Schweizer. Das Zelt des Fürsten, mit seinen kostbaren Stoffen, dem Pelzwerk und den werthvollen Waffen, die es enthielt, ward von den Siegern dem Herzog René von Lothringen verehrt, als Zeichen der Bewunderung des hohen Muthes, den er an diesem Tage bewiesen hatte. Die Verbündeten theilten sich in die Kanonen; jeder Canton, der Streiter gesandt hatte, erhielt einige als Trophäen der Schlacht. Murten bekam zwölf; ich habe sie gesehen an dem Orte, wo sie aufbewahrt werden, diese alten Zeugen jener großen Niederlage. Diese Kanonen sind nicht aus dem Ganzen gegossen, sondern bestehen aus abwechselnd erhabenen und vertieften Ringen, die an einander gelöthet sind, wodurch sie viel von ihrer Dauerhaftigkeit verloren.

Im Jahr 1828 oder 1829 verlangte Murten Kanonen von Freyburg um recht rauschend das Fest der Conföderation zu feiern; die Bitte ward von der Mutterstadt des Cantons abgeschlagen, ich kann nicht begreifen warum? Die jungen Leute erinnerten sich nun der Kanonen des Herzogs Karl und holten sie aus dem Arsenal, wo sie seit vier Jahrhunderten ruh-

ten; sie glaubten nichts Passenderes thun zu können, als den Jahrestag ihres neuen Freiheitsbundes mit den Trophäen jenes Sieges zu feiern, den sie dem alten Bunde verdankten. Dann zogen sie diese Kanonen mit Jubelgeschrei auf die große Esplanade, die dem Reisenden links liegen bleibt, wenn er in die Stadt kommt; allein bei dem ersten Feuern sprangen eine Kanone und eine Feldschlange, und 5 oder 6 junge Männer, welche diese beiden Stücke bedienten, wurden getödtet oder verwundet.

Freÿburg.

In Murten hielten wir uns nur zwei Stunden auf, wir hatten doch Zeit genug die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen. Gegen drei Uhr Nachmittags stiegen wir wieder in unsere kleine Kalesche und machten uns auf den Weg nach Freyburg. Als wir eine halbe Stunde ebene Straße gehabt hatten, kamen wir an einen kleinen Hügel; der Fuhrmann beredete uns zu Fuß hinan zu gehen, weil wir die schöne Aussicht besser genießen könnten, im Grunde wollte er aber nur sein Pferd schonen. Ich ließ mich, wie gewöhnlich, leicht beschwatzen und that, als ob ich seine Absicht nicht merke; denn wären meine Reisegefährten nicht gewesen, so hätte ich gern den ganzen Weg zu Fuße gemacht. Diesmal hatte aber der Kutscher auch nicht so ganz Unrecht. Die Aussicht auf das ganze Schlachtfeld, die Stadt, die beiden Seen, von Murten und von Neufchatel, ist wirklich herrlich. Gerade da, wo wir waren, hatte der Herzog von Burgund sein Zelt aufschlagen lassen. Nach einer halben Stunde kamen wir

auf den Kamm des Berges, und kaum waren wir hinüber, so sahen wir auf der andern Seite die Stelle, wo die Schweizer-Armee fromm Halt machte. Auf dem übrigen Wege ist nichts Besonderes, ausgenommen das liebliche Thal von Gotteron, das eine halbe Stunde vor Freyburg an die Straße stößt und sich bis an die Thore der Stadt erstreckt. Auf dem Gipfel, dem, den wir erstiegen, gegenüber, zeigte unser Führer uns die Einsiedelei von St. Magdalena, die er uns am folgenden Tage zu besuchen einlud, und im Thalgrunde eine römische Wasserleitung, die jetzt Wasser aus der Sarne zu den Eisenhämmern von Gotteron leitet.

Das Thor, durch welches man in Freyburg, von Murten aus, einfährt, ist einer der gewagtesten Baue, die man nur sehen kann; schwebend über einem 200 Fuß tiefen Abgrunde, braucht es nur einzustürzen um von dieser Seite die Stadt uneinnehmbar zu machen. Ganz Freyburg ist übrigens so gebaut, daß man glauben muß, der Baumeister habe nach reichlich zugesprochener Flasche eine Wette gemacht, etwas recht Auffallendes zu liefern. Es ist die höckerigste Stadt, die ich kenne, die Menschen haben gebaut, wie sie den Boden fanden. Kaum kömmt man ins Thor, so geht man, nicht eine Gasse, eine Treppe von 25 bis 30 Stufen hinab; dann gelangt man in ein kleines Thal, an beiden Seiten mit Häusern besetzt. Ehe man nun zur Hauptkirche hinaufsteigt, giebt es noch zwei Merk-

würdigkeiten: links einen Springbrunnen, rechts eine Linde. Der Springbrunnen ist ein Denkmal aus dem 15. Jahrhundert, der der Lächerlichkeit wegen beschaut zu werden verdient; er stellt Simson vor, wie er einen Löwen würgt; der jüdische Herkules hat an der Seite in einem Wehrgehänge einen Eselskinnbacken statt des Schwertes. Die Linde ist zugleich Erinnerung und Denkmal desselben Jahrhunderts; man erzählt davon folgende Geschichte:

Ich habe schon oben erwähnt, daß die 80 jungen Männer, welche Freyburg zu der Schlacht bei Murten schickte, um sich unter einander in dem Schlachtgewühl zu erkennen, an ihre Helme und Hüte Lindenzweige gesteckt hatten. Sobald der Anführer dieser kleinen Schaar die Schlacht gewonnen sah, sandte er einen seiner Krieger nach Freyburg um dort die Nachricht hinzubringen. Der junge Schweizer lief, wie jener Grieche von Marathon, ohne Rast, kam auch, wie jener, auf dem Markte sterbend an und sank mit dem Ausruf: „Sieg“ zur Erde, indem er mit erstarrender Hand den Lindenzweig schwenkte, der ihm als Feldzeichen diente. Dieser Zweig ward nun von den Freyburgern heilig auf dem Platze, wo ihr Mitbürger umgesunken war, eingepflanzt und wuchs zu dem ungeheuern Baum heran, den man jetzt dort sieht.

Der Thurm der Kirche ist einer der höchsten in der Schweiz: er ist 386 Fuß hoch. Im Allgemeinen giebt es wenige von diesen Denkmälern in den Alpen.

Seit Babel haben die Menschen es aufgegeben gegen Gott zu streiten. Bergen gegenüber verschwinden die Tempel; wer ist auch wohl so unsinnig, einen Thurm zu bauen am Fuße des Mont-Blanc oder der Jungfrau? — Die Vorhalle der Kirche ist eine der schönsten Arbeiten in der Schweiz; sie stellt das jüngste Gericht dar, mit allen Umständen, welche dasselbe begleiten werden. Gott straft oder belohnt die Menschen, welche die Posaune des Gerichts erweckt, und die von den Engeln in zwei Haufen getheilt werden, und nach gehaltenem Gericht geht der Trupp der Auserwählten in ein Schloß, das Paradies vorstellend, und der der Verdammten in den Schlund einer Schlange, das Bild der Hölle; unter den Verdammten sind drei Päpste, die man an ihrer Tiare erkennt. — Unter dem Basrelief liest man eine Inschrift, welche anzeigt, daß die Kirche der Fürbitte des heiligen Nikolaus empfohlen, und einen Beweis giebt, daß die Freyburger einen starken Glauben zu der Fürbitte ihres heiligen Patrons haben, und daß sie ihrem Heiligen einen großen Einfluß bei dem himmlischen Vater zutrauen. Diese Inschrift lautet:

Protegam hanc urbem et salvabo eam propter Nicolaum servum meum. *)

---

*) Ich will diese Stadt beschützen und bewahren um meines Knechtes Nicolaus willen.

Im Innern hat die Kirche nichts Merkwürdiges, außer einer ziemlich gut im gothischen Geschmack gearbeiteten Kanzel; der Hauptaltar ist im Geschmack der Bildhauerei unter Ludwig XV. und hat große Aehnlichkeit mit dem Parnaß von Titon du Tillet.

Da es schon spät ward, verschoben wir unsere weiteren Besuche auf den folgenden Tag.

Freyburg ist die streng katholischeste Stadt der Gegend, rechtgläubig und hassend wie im XVI. Jahrhundert. Dies verleiht den Einwohnern einen vorstechenden Anstrich des Mittelalters. Für sie giebt es keinen begreiflichen Unterschied zwischen dem Papstthum Gegor's VII. und Bonifacius VIII., keine Unterscheidung zwischen der demokratischen und der aristokratischen Kirche; wenn gerade der Fall einträte, würden sie die Büchse Karl's IX. laden oder Hußens Scheiterhaufen wieder anbrennen.

Am folgenden Morgen schickte ich den Kutscher mit dem Wagen auf die Straße nach Bern voraus um uns zu erwarten, und bat den Wirth uns einen Burschen zu verschaffen, der uns nach der Einsiedelei von St. Magdalena führte, da die Wege dorthin für Fuhrwerke zu schlecht sind. Er gab uns seinen Neffen, einen pausbäckigen Jungen, der eigentlich Sacristan war, aber in seinen Freistunden den Wegweiser spielte. In Freyburg blieb uns noch das Bourguillon-Thor von alt römischer Bauart zu besuchen übrig, und dahin machten wir uns denn mit unserm neuen Cicerone auf

den Weg. Wir gingen bei der oben erwähnten Murten-Linde vorbei, darauf stiegen wir 120 Stufen in eine Gasse hinab, die uns an eine Brücke über die Sarne führte. Wenn man mitten auf dieser Brücke sich umwendet, so erhebt sich Freyburg amphitheatralisch und wie eine Feenstadt: dann erkennt man leicht die alt gothische Stadt, für den Krieg gebaut auf der Spitze eines schroffen Felsens wie der Horst eines Raubvogels; man sieht, welchen Vortheil der Genius des Krieges aus einer Lage zu ziehen wußte, die mehr ein Zufluchtsort für Gemsen zu seyn scheint als ein Ort für menschliche Wohnungen und wie ein Gürtel von Felsen einen Wall bildete.

Links von der Stadt erhebt sich, wie nach hinten gestrichene Haare, ein Wald von schwarzen Tannen, aus den Spalten des Felsens hervorwachsend, aus dem, wie ein breites ihn umschlingendes Band, die Sarne mit ihrem grauen Gewässer hervorkömmt, einen Augenblick durch das Thal sich schlängelt und bei der ersten Wendung verschwindet. Jenseits des kleinen Flusses und auf dem der Stadt gegenüber liegenden Berge entdeckt man unter einer Art von amphitheatralisch gebauten Vorstadt das Bourguillon-Thor, zu dem man auf einem in den Berg ausgegrabenen Wege gelangt. Diese Aussicht belohnt nicht sonderlich die Anstrengung. Das Thor ist von römischer Bauart und, wie alle aus jener Epoche noch Uebrigen, schwerfällig, plump und viereckig. Dicht daneben, links auf dem

Wege dorthin, ist eine recht hübsche kleine Kapelle, i. J. 1700 erbaut; außen herum stehen in Nischen 14 Statuen von Heiligen mit der Jahreszahl 1630, wovon zwei oder drei recht artig sind. Im Innern findet sich nichts Merkwürdiges, wenn man nicht die vielen Zeichen der Rechtgläubigkeit der Einwohner dahin rechnen will: alle Wände sind mit Ex-Voto's bedeckt, die alle die unzähligen Wunder bezeugen, welche die Mutter Maria bewirkt hat, unter deren Schutz diese kleine Kapelle steht; lächerliche Gemälde und noch lächerlichere Inschriften geben die einzelnen Fälle an, in welchen sich die Macht der göttlichen Schutzpatronin bewährt hat. Eins dieser Gemälde zeigt einen Greis auf dem Todbette, den eine Erscheinung herstellt; ein Anderes eine Frau in der augenscheinlichen Gefahr von einem scheu gewordenen Pferde mit einem Wagen gerädert zu werden, aber eine unsichtbare Hand hält den Wagen an; ein Drittes einen Mann in Gefahr zu ertrinken, doch auf Befehl der heiligen Jungfrau tragen die gehorsamen Wellen ihn wohlbehalten an das Ufer; ein Viertes zeigt ein Kind, das von einer Höhe hinabstürzt, und dessen Sturz die Flügel eines Engels unschädlich machen. Die Inschrift unter diesem habe ich abgeschrieben, sie lautet:

Am 26. Juni 1799 fiel Joseph, der fünfjährige Sohn von Johann Vincent Kolli, Bürger in Freyburg, als er nach Monttorge hinaufgehen wollte, von der Höhe des Felsens, wo das Haus der Brü-

der Bourges ist, in die Sarne hinab, doch, durch den Schutz Gottes und der heiligen Jungfrau, ohne sich Schaden zu thun.

Ich ließ mir die Stelle zeigen, wo er hinabgestürzt war; es ist eine Höhe von ungefähr 180 Fuß.

Als wir wieder auf die berner Straße zugingen, zeigte uns unser Sacristan die Stelle, welche die Ingenieurs ausgewählt haben um eine hängende Brücke anzulegen, die die Stadt mit dem ihr gegenüber liegenden Berge verbinden soll. Diese Brücke wird 380 Fuß lang werden und 130 Fuß im Aufriß haben, sie soll 90 Fuß über die höchsten Dächer der Häuser im Thal weggehen. Die Idee, daß man Freyburg durch ein Denkmal von so neuer Bauart verschönern will, betrübte mich eben so sehr, als sie die Einwohner zu freuen schien. Diese Art Schaukel von Eisendrath, die man schwebende Brücke nennt, wird, nach meiner Meinung, auffallend abstechen gegen die gothische, ernste Stadt, die uns, durch Jahrhunderte hindurch, zu den Zeiten des Glaubens und des Lehnwesens zurückführt. Der Anblick einiger Galeerensclaven mit schwarz und weiß gestreifter Kleidung, welche unter der Aufsicht eines Zuchtmeisters arbeiteten, gab diesem Gemälde keine lieblicheren Farben, das nach meinen Ansichten von Kunst und Nationalität mich eben so verstimmte, als es in Constantinopel der Anblick eines braunen Frackes, oder am Ufer des Ganges der einer kurzen Hose thun könnte.

Um drei Uhr erreichten wir die Stelle, wo Fuhrmann und Pferd mit einer Geduld geharrt hatten, die einem Fiaker Ehre gemacht haben würde, wir setzten uns in das Innere, der Sacristan vorn, und machten uns auf den Weg zur Einsiedelei St. Magdalena. Nachdem wir eine halbe Stunde Weges zurückgelegt hatten, hielt der Wagen an, und wir schlugen einen Seitenweg ein.

Wir waren bei dem herrlichsten Wetter aus Freyburg ausgefahren, dennoch hatte unser Diener des heiligen Nicolaus sich mit einem ungeheuern Regenschirm versehen, und dieser schien, nach der besondern Anhänglichkeit, die er ihm bewies, zu urtheilen, sein beständiger Begleiter zu seyn. Uebrigens hatte dies Meuble schon lange gedient, war mit blauem Calicot überzogen, hie und da mit grauen Läppchen ausgebessert und besaß aufgespannt einen Umfang von 6 bis 7 Schuh; ein ehrwürdiger Regenschirm; seines Gleichen fände man wohl nur in der Bretagne oder in der untern Normandie. Wir lachten anfangs über die Vorsorge unseres Wegweisers, der, munter und aufgeweckt wie ein deutscher Schweizer, anfangs lange uns verlegen angesehen, ehe er erfuhr, was uns so zum Lachen bewog; endlich da er es merkte, sagte er ganz laut zu sich selbst: — Ach! so! mein Regenschirm, nun begreife ich es.

Nachdem wir zehn Minuten gegangen waren und bei einer Hitze von 25 Graden den fast senkrechten

Weg zu klettern begannen, der nach dem Bourguillonthor führt, und die Sonne uns fast senkrecht auf den Kopf schien, sahen wir unseren Wegweiser, der seine Maschine aufgespannt hatte, ganz ruhig auf einem kleinen Seitenfußwege klettern, im Schatten dieser Art von Kriegsmaschine und geschützt unter seinem Dache, wie das Sakrament unter dem Baldachin. Wir fingen nun an zu begreifen, daß die Liebe, die er zu seinem Reisegefährten hatte, nicht so uneigennützig war, als wir im Anfang glaubten. Stillstehend betrachteten wir ihn mit neidischen Augen, wie er so ruhig stieg in dem beweglichen Schatten, der ihn, wie die Atmosphäre die Erde, umgab. Als er die Höhe erreichte, auf der wir uns befanden, stand er auch still, nachdem er uns einen Augenblick erstaunt angesehen hatte, gleichsam verwundert, warum wir Halt machten? Da er jedoch bemerkte, daß wir uns eine Flasche Kirschwasser zureichten und mit unseren Schnupftüchern uns die Stirne wischten, sagte er zu sich selbst: — „Aha,-ja, ja, ich merke wohl, es ist Ihnen warm geworden, je, das macht die Sonne" — drauf stieg er weiter wie vorher. Als wir zum Wagen kamen, hatte er, wie ein guter Kavallerist, der erst an sein Pferd und dann an sich denkt, sorgfältig seinen lieben Reisegefährten zusammengefaltet, vor welchem ich jetzt eine eben so große Hochachtung empfand wie er selbst; er hatte ganz symmetrisch die Falten eine nach der andern zusammengelegt, darauf den eisernen Ring darübergeschoben

und dieses kostbare Geräth säuberlich hinter sich auf die Bank gelegt und sich so weit wie möglich vorgesetzt. Ich brauche also wohl nicht zu sagen, daß, als wir die Strecke, die wir noch von der Einsiedelei entfernt waren, zu Fuße machten, da der Wagen auf dem schlechten Wege nicht fortkommen konnte, und deshalb ausstiegen, sein Regenschirm auch zuerst vom Wagen gehoben wurde, wie er auch jetzt zuerst hinaufgelegt ward; und daß wir nicht eher gehen durften, als bis er ihn genau besehen, ob auch irgend ein Schade daran geschehen; indeß war diese Untersuchung nicht ganz ohne Grund. Während unserer Fahrt hatte der Himmel sich umzogen, und ein Gewitter, von dem man schon in der Ferne den Donner hörte, zog heran. Bald fielen große Tropfen; da wir aber grade auf halbem Wege waren und eben so weit zu unserm Fuhrwerk zurück als vorwärts zur Einsiedelei hatten, so eilten wir, so schnell wir konnten, einem kleinen Gehölze zu, hinter welchem wir das Ziel unserer Wallfahrt vermutheten. Wir waren ungefähr 50 Schritte gelaufen, als der Regen in Strömen goß; bald hatten wir kein trockenes Fleckchen mehr auf dem Leibe; wir liefen aber doch immer fort, bis wir Schutz unter den Bäumen, die um die Eremitage herumstehen, fanden. Nun erst sahen wir uns um und erblickten unsern Sacristan ruhig unter seinem Regenschirm wie unter einem Dache heranschreiten, ganz behutsam die Spitzen seiner Füße auf die einzelnen Steine setzend, die gleichsam eine In=

felgruppe mitten in dem zusammengelaufenen Wasser bildeten, das die große Ebene überschwemmte. Bei seinem Näherkommen bemerkten wir gleich, daß er für seine Person von oben bis unten trocken geblieben war, nicht ein Haar war naß geworden, kein Bischen Schmuz an seinen gewichsten Schuhen. Als er dicht vor uns war, stand er still, starrte mit großen Augen unsere triefende Gesellschaft an und sprach, nach kurzem Bedenken, wie zu sich selbst: „Ja, ich kann es wohl denken, Sie sind durchnäßt, das macht der Regen."

Der Spitzbube! wir hätten ihn erwürgen mögen, und Einer von uns, glaube ich, schlug dies auch vor. Glücklicher Weise aber wurden wir von diesem mörderischen Vorsatze abgebracht durch den Ton einer Glocke, der sich einige Schritte von uns hören ließ und aus der Erde hervorzukommen schien; es war die Glocke der Einsiedelei, welche dicht vor uns lag. Das Gewitter war heftig gewesen und rasch vorübergezogen, wie alle Gewitter in den Gebirgen; der Regen hatte nachgelassen, und der Himmel ward wieder hell; wir schüttelten unsere Kleider ab, machten uns auf den Weg zu der Grotte und überließen es unserm Sacristan sich einen bequemen Platz auszusuchen, wo er seinen Regenschirm trocknen konnte. Bald befanden wir uns vor einem der wunderbarsten Werke, das vielleicht seit Anfang der Welt die Geduld eines Menschen vollendet hat.

Im Jahr 1760 faßte ein Bauer Namens Jean Dupré aus Gruyère den Entschluß ein Einsiedler zu werden und sich selbst eine Einsiedelei zu schaffen, wie sie nie die Väter der Wüste sich hätten ersinnen können. Nachdem er lange in der Umgegend einen passenden Platz gesucht, glaubte er hier eine Felsart gefunden zu haben, die fest und doch zugleich zu bearbeiten war, so daß er seinen Vorsatz ausführen konnte. Diese Felsmasse, auf ihrem Gipfel mit Erde bedeckt, in der die herrlichsten Bäume wachsen, ist gegen Mittag an einer Seite senkrecht abgehauen und ragt ungefähr 200 Fuß hoch über das Gotteronthal empor. Dupré machte sich an die Arbeit, er wollte nicht bloß eine Höhle aushauen, sondern sich eine vollkommene Wohnung mit Allem, was dazu gehört, machen, wobei er sich die Büßung auflegte, so lange diese Arbeit dauerte, nichts als trockenes Brod zu essen und Wasser zu trinken. Sein Werk war noch nicht vollendet nach 20 Jahren, als es durch den tragischen Tod des Einsiedlers unterbrochen ward. Die Geschichte ist folgende:

Sein sonderbares Gelübde und die Ausdauer, mit welcher Dupré es erfüllte, die Kühnheit, diese Wohnung ganz in das Innere des Felsens hineinzugraben, zog eine Menge Neugieriger nach St. Magdalena. Da nun zwei Wege dorthin führen, wovon der durch das Gotteron-Thal der kürzere ist, so wählten die Besucher gewöhnlich diesen; indeß war dabei eine

kleine Unbequemlichkeit: man mußte nämlich über die Sarne, aber Dupré hatte diese Schwierigkeit gehoben und einen Kahn machen lassen, und wenn Gäste seine Einsiedelei besuchen wollten, so warf er die Hacke weg und ergriff das Ruder. Eines Tages kam auch eine Gesellschaft Studenten und verlangte übergesetzt zu werden; als sie nun mitten auf dem Wasser waren, sprang einer von der Gesellschaft, lachend über die Aengstlichkeit seiner Cameraden, mit beiden Füßen auf den Rand des Kahns und schaukelte ungeachtet der Warnung des frommen Fährmanns so stark, daß der Kahn umschlug; die Studenten, junge, kräftige Leute, erreichten mit Schwimmen trotz der starken Strömung glücklich das Ufer, der alte Mann aber ertrank, und sein Bau blieb unvollendet.

Wir stiegen 4 oder 5 Stufen hinab und gelangten so durch eine Art von Ausfallsthor in einem 8 Fuß dicken Felsen zu der Grotte; dieser Ausgang führte uns auf eine Art Terrasse, die an diesen stieß und in denselben Felsen gehauen war. Nun fanden wir rechts eine Thür und gingen hinein; hier war die Kapelle des Eremiten, 40 Fuß lang, 30 breit und 8 hoch. Zweimal im Jahre liest ein Prediger aus Freyburg hier Messe, und dann ist diese unterirdische Kirche, welche an die Katakomben erinnert, wo die alten Christen ihren ersten Gottesdienst feierten, ganz voll von den Bewohnern der umliegenden Dörfer. Einige hölzerne Bänke und einige Gemälde von Heiligen bil-

den den einzigen Schmuck der Kapelle. An beiden Seiten des Altars sind auch zwei Thüren in den Felsen gehauen; die eine führt in die Sakristei, ein kleines viereckiges Kämmerchen, ungefähr 10 Fuß breit und hoch, und die andere zu dem Glockenthurm. Dieser sonderbare Thurm, der, ganz das Gegentheil seiner Brüder, sich nicht über die Erde zu erheben strebt, reicht nur in seiner Demuth bis an die Oberfläche derselben: er gleicht von oben einem Ziehbrunnen und unten einem Schornstein; die Glocke hängt ungefähr 4 bis 5 Fuß hoch mitten in den Bäumen, die auf dem Gipfel des Berges stehen; der Gang, in welchem sie in Bewegung gesetzt wird, ist 70 Fuß lang. — Fast gerade dem Altar gegenüber führt eine Thüre in ein Zimmer, hier ist eine Treppe von 18 Stufen, auf welcher man in einen kleinen Garten kömmt; und aus dem Zimmer gelangt man in einen Holzstall und von da in die Küche.

Trotz der schlechten Kost, zu der der ehrwürdige Einsiedler sich verdammt hatte, waren doch von ihm jene Theile des Gebäudes, die den andern Menschen so nothwendig in ihren Häusern sind, nicht vergessen worden, er scheint sogar auf diesen Theil seiner Wohnung die meiste Sorgfalt verwandt zu haben. — Als wir da hineintraten, konnten wir uns einen Augenblick in jene Grotten versetzt glauben, die Walter Scott in die schottischen Berge zaubert und einer Hexe mit struppigem Haar und deren blödsinnigem

Sohn zur Wohnung anweist. — Es saß wirklich ein altes Weib unter dem Mantel eines großen Schornsteins, aus welchem der Rauch durch eine 88 Fuß hohe, in den Fels senkrecht gehauene Röhre hinauszog; sie putzte einiges Gemüse; daneben stand ein kochender Topf; ihr gegenüber befand sich ein großer Schlingel von einigen und 20 Jahren auf einem Stein sitzend, der es gar nicht zu bemerken schien, daß seine Füße in eine Pfütze hingen, die der durch den Schornstein fallende Regen verursacht hatte, sondern nur begierig lauerte, ob er etwas Eßbares in dem finden könnte, was seine Mutter von den Gemüsen wegwarf, und das er Stück vor Stück wie ein näschiger Affe genau untersuchte. Wir blieben in der Thüre stehen um diese Scene zu betrachten, die nur vom Wiederschein der Flamme auf dem Heerde erhellt ward, wo eine grün abgehauene Fichte, gerade in den Schornstein gestellt, mit ihren Zweigen und Blättern von der Wurzel bis zum Gipfel brannte. — Rembrandt hätte hier seyn müssen dieses auffallende Gemälde mit seinen lebendigen Farben und seinem malerischen Ausdruck darzustellen; er allein hätte dieses lebhafte Licht des brennenden Harzes auffassen können, das ganz auf die verschrumpfte Figur des alten Weibes fiel, in den silbernen Locken spielte und nur im Profil den Kopf des Jungen traf, dem es die eine Seite beleuchtete und die andere im Schatten ließ.

Wir waren eingetreten ohne bemerkt zu werden,

nur bei einer Bewegung, die wir machten, richtete die Mutter die Augen auf uns; da der Schein des Feuers, neben dem sie saß, sie blendete, hielt sie die Hand vor und sah uns an der Thüre stehen; sie stieß ihren Sohn derb mit dem Fuß und störte ihn in den Beschäftigungen, in die er versunken war. Ich glaube, sie sagte ihm in schlechtem Deutsch, daß er uns die Eremitage zeigen sollte; denn er nahm einen brennenden Fichtenzweig vom Heerde, erhob sich ganz langsam, blieb einen Augenblick in der Pfütze stehen, sah uns darauf dumm an, gähnte, kam auf uns zu und sprach einige ganz unverständliche Worte. Da er sich aber mit seiner Fackel nach der Seite, wo die andern Zimmer waren, hinwandte, so merkten wir wohl, daß er uns dieselben zeigen wolle, und folgten ihm; er führte uns in einen 80 Fuß langen und 14 Fuß breiten Corridor, dessen Bestimmung wir nicht einsehen konnten. Dieser Corridor erhielt Licht durch vier Fenster, die wie Schießscharten, mehr oder weniger tief, je nachdem die Vorsprünge des Felsens von außen es erlaubten, ausgehauen waren. Der Dumme leuchtete mit seiner Fackel an die Thüre und zeigte mit dem Finger auf einige fast verwischte, mit Bleistift geschriebene Zeilen, wobei er nichts sprach als Hm! Hm! Nur mit Mühe brachten wir einige Buchstaben heraus, konnten aber doch den Namen Marie Luise lesen. Die Tochter des deutschen Kaisers, damals eines Kaisers Gemahlin und eines Königs Mutter,

hatte 1813 diese Einsiedelei besucht und ihren Namen hingeschrieben, der jetzt in der Geschichte fast so verwischt ist wie hier an der Thüre.

Aus diesem Corridor kamen wir in das Gemach des Eremiten, das letzte Stück dieser sonderbaren Zimmerreihe. Sein Holzbette, auf dem eine Matraze und eine Decke lag, ist jetzt das Lager des alten Weibes, und diesem Lager gegenüber machen einige Halme Stroh auf dem kalten Boden, nicht genug als Streu für ein Pferd im Stalle, für einen Hund in seinem Häuschen, die Lagerstätte des Dummen aus. Hier bringen diese Unglücklichen ihre Tage zu und leben von den milden Gaben, welche Neugierige, die diese Wohnung besuchen, ihnen reichen.

Die ganze Länge der Aushöhlung in den Felsen, die der Eremit gemacht hat, beträgt 365 Fuß; bei dieser Zahl ist er stehen geblieben zur Erinnerung an die Tage des Jahres. Das Gewölbe hat durchgehends 14 Fuß Höhe. Als wir nun durch das an die Kapelle stoßende Zimmer zurückgingen, stiegen wir die 18 Stufen hinan, die in den Garten führen, wo einiges elende Gemüse wächst, das der Junge, der uns führte, zieht. Bei einer Bewegung, die er mit der Hand machte und mit seinem gewöhnlichen „He, He! begleitete, sahen wir uns nach einer Aushöhlung in den Felsen um; dies ist der Eingang zu einer herrlichen Quelle, sie heißt der Keller des Einsiedlers.

Während der Zeit, in welcher wir diese sonderbare

Wohnung ganz genau besahen, hatte das Wetter sich aufgehellt und wir also nichts Besseres zu thun als uns wieder in den Wagen zu setzen und nach Bern zu fahren. Wir gingen durch die Vorhalle und suchten, sehr beschäftigt mit den Vorzeichen eines, wie es schien, heftig werdenden Hungers, unseren Führer; der Diener des heiligen Nikolaus saß im Schatten eines Baumes, vor sich einen Stein, auf welchem noch die Ueberbleibsel einer Mahlzeit zu sehen waren. Der Spitzbube hatte herrlich gefrühstückt, so viel wir aus den herumliegenden Hühnerknochen bemerken konnten, auch stand eine Korbflasche ohne Stöpsel neben dem Regenschirm, Beweis genug, daß sie eben in ein elastischeres und mehr fassendes Gefäß war geleert worden. Unser Freund hatte die Augen gen Himmel gewandt und sagte sein Tischgebet wie ein Geschöpf, das ganz den Werth der Geschenke seines Schöpfers fühlt.

Dieser Anblick ließ uns die Leere unseres Magens empfindlich fühlen.

Wir fragten ihn, ob nicht hier herum auch so Etwas zu haben wäre, wie er eben da verzehrt hätte. Er ließ uns die Frage mehrere Mal wiederholen; endlich, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, sagte er mit der verschmitzten ruhigen Miene, die in seinem Charakter lag: — „Ah, ja, sie haben Hunger, wie ich sehe, das kömmt von der Bewegung.“

Darauf, ohne uns weiter zu antworten, stand er auf, schlug sein Messer ein, steckte seine Flasche in die

Tasche, nahm seinen Regenschirm und ging zu unserem Wagen, eben so phlegmatisch, als ob nicht zwei leere Magen hinter seinem gefüllten hertrabten.

Als wir unser Fuhrwerk erreicht hatten, überlegten wir mit einander, was wir unserm Führer geben wollten; wir beschlossen ihm einen Thaler für den halben Tag, den er uns aufgeopfert hatte, zu reichen. Ich zog also einen Thaler aus der Tasche und gab ihm denselben in die Hand. Unser Sacristan nahm das Geldstück, kehrte es bedachtsam nach beiden Seiten und befühlte es, um sich recht zu überzeugen, daß es weder abgescheuert noch beschnitten sei, steckte es in die Tasche und reichte seine Hand wieder hin. Ich ergriff sie mit vieler Herzlichkeit, drückte sie ihm mit aller Macht und sagte, so gut ich es auf deutsch konnte: „Gut Reis', mein Freund.“ Der arme Teufel sprang wie ein Besessener, und während er mit seiner linken Hand die Finger seiner rechten auseinander bog und etwas murmelte, das wir nicht verstanden, stiegen wir in unseren Wagen. Nach einer Viertelstunde fiel es uns ein unsern Fuhrmann zu fragen, ob er verstanden habe, was jener sagte.

O ja, meine Herren, antwortete er.

Was denn?

Er sagte, ein Thaler sei sehr wenig für einen Mann, der wie er einen ganzen Tag Hitze, Regen und Hunger ertragen hätte.

Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck ein

solcher Vorwurf auf Leute machen mußte, die von der Sonne versengt, bis auf die Knochen durchnäßt und bis auf den Tod matt waren. Wir blieben auch in einer vollkommenen Erschöpfung, nur die Uebersetzung dieser Worte brachte uns natürlich darauf unsern Fuhrmann zu fragen, ob wir nicht auf unserem Wege nach Bern noch ein Wirthshaus träfen. Seine Antwort war niederschlagend. Zwei Stunden darauf hielt er still und fragte uns, ob wir das Schlachtfeld von Laupen besehen wollten.

Ist ein Wirthshaus auf dem Schlachtfelde von Laupen?

Nein, mein Herr, es ist eine große Ebene, wo Rudolph von Erlach im Jahre 1339 an der Spitze des Volks den Adel besiegte.....

Schon gut; wie viel Stunden haben wir noch bis Bern?

Fünf.

Einen Thaler Trinkgeld, wenn wir in zwei Stunden da sind.

Der Kutscher setzte seine Pferde in Galopp, und anderthalb Stunden darauf sahen wir von der Höhe von Bümplitz, zerstreut in der Ebene und glänzend wie Johanniswürmchen auf dem Rasen, die Lichter der Hauptstadt des Cantons Bern.

Nach zehn Minuten hielt unser Wagen im Hofe des Gasthofs zum Falken.

Die Bären von Bern.

Ein Geplapper von mehreren hundert Stimmen weckte uns schon mit dem früheſten Morgen; wir guckten zum Fenſter hinaus; es ward Jahrmarkt vor unſerm Gaſthof gehalten.

Die üble Laune, in die uns dieſes frühe Aufwecken verſetzt hatte, verlor ſich ſchnell, als wir das bunte Getümmel auf dem Markte, der von Bauern und Bäuerinnen, in ihrer Nationaltracht, wimmelte, überſchauten.

Eine der unangenehmſten Täuſchungen, die mir in der Schweiz begegneten, veranlaßte die Verbreitung unſerer Moden, nicht allein in den höheren Ständen, die bekanntlich immer zuerſt den Sitten der Voreltern untreu werden, ſondern auch bei dem gemeinen Volke, das doch feſter an dem guten Alten hängt. Ich fand mich daher ſehr angenehm für meine lange Erwartung entſchädiget, als der Zufall mir dieſen Anblick gewährte, der mir die hübſcheſten Bäuerinnen der umliegenden Cantone in ihrem vollen Staate zeigte.

Hier war die Waadtländerin mit verſchnittenen Haaren, die ihre blühenden Wangen unter dem ſpitzen Strohhut verſteckt; die Freyburgerin, die um ihren unbedeckten Kopf dreimal ihr ſchön geflochtenes Haar als einzigen Putz windet; die Walliſerin, vom Berge Gemmi, mit ihren ſtolz im Nacken aufgeſchlagenen Haaren und ihrem kleinen, mit ſchwarzem Sammet beſetzten Hut, von dem an jeder Seite ein breites, goldgeſticktes Band auf die Schultern herabhängt; endlich mitten unter allen dieſen die Krone von Allen, die niedliche Bernerin, mit ihrem kleinen gelben Strohmützchen, wie ein Blumenkorb mit Blumen beſäet, ſo recht ſchelmiſch auf eine Seite geſetzt, aus dem hinten zwei lange Haarflechten herabhängen, ihrem ſchwarz ſammtnen Halsband, ihrem Hemde mit weiten Flatterärmeln und ihrem ſilbergeſtickten Bruſtlatz.

Bern, dieſes ernſte, traurige, alte Bern, ſcheint heute ſeine Sonntagskleider angezogen zu haben; Bern hatte heute ſeine Frauen in den Straßen umher geſtreut, wie eine Schöne ihr Ballkleid mit natürlichen Blumen ſchmückt. Die düſtern, gewölbten Arkaden vor dem untern Geſchoß der Häuſer waren von dem muntern, freudigen Haufen belebt, der durch die grellen, lebhaften Farben ſeiner Kleider gegen das traurige Grau jener Arkaden ſehr abſtach; bald hier bald dort wurden dieſe in jeder Richtung ſich durchkreuzenden bunten Schatten immer lebendiger durch Gruppen junger Blondköpfe mit kleinen ledernen Mützchen, lan=

gen Haaren, breit übergeschlagenem Hemdkragen und dicht zugeknöpften, um die Hüften gefalteten blauen Röcken; echte deutsche Musensöhne, als wäre man nur zwanzig Schritt weit von Leipzig oder von Jena, zusammenstehend mit einander sprechend, oder gravitätisch paarweise auf und abgehend, die brennende Meerschaumpfeife im Munde, und den Tabaksbeutel mit dem Kreuz der Eidgenossen geschmückt an der Seite. Wir riefen „Bravo" zum Fenster hinab und klatschten in die Hände wie im Theater, wenn ein Stück gut gegeben wird. Darauf zündeten wir unsere Cigarren an als Zeichen guter Brüderschaft und gingen grade auf zwei jener jungen Leute zu, um sie zu bitten uns den Weg zur Hauptkirche zu zeigen.

Statt uns aber mit der Hand die Richtung anzugeben, wie es ein geschäftiger Pariser würde gethan haben, antwortete der Eine in schlecht accentuirtem Französisch: „Hier hin!" und zog mit seinem Cameraden im Doppelschritte vor uns auf.

Funfzig Schritte davon ungefähr standen wir vor einer jener alten, mit so vielen Künsteleien überladenen Stadtuhren, mit deren Verfertigung ein Mechaniker des 15. Jahrhunderts oft sein ganzes Leben zubrachte. — Unser Führer sagte lachend: „Wollen Sie ein Bischen warten? es wird gleich Acht schlagen."

Es währte auch nicht lange, so schlug der Hahn, der oben aufgestellt ist, mit seinen Flügeln und fing an drei Mal zu krähen. Auf dieses Zeichen traten

die vier Evangelisten nach der Ordnung aus ihren Nischen und schlugen mit ihren Hammern jeder Ein Viertel auf eine Glocke an: darauf, während der Stundenschlag aushob und mit dem ersten Schlag, öffnete sich eine kleine Thüre unter dem Zifferblatte, und ein sonderbarer Zug trat heraus und ging im Halbkreise in eine auf der andern Seite befindliche Thüre, die sich mit dem letzten Schlage hinter der letzten Person des Zuges wieder schloß.

Wir hatten schon die Art von Ehrfurcht bemerkt, die die Berner den Bären bezeigen, denn als wir gestern Abends durch das freyburger Thor in die Stadt fuhren, sahen wir die Schatten, welche die colossalen Statuen zweier Thiere dieser Art warfen, die am Eingange stehen, wie an den Tuilerien die von Sclaven gebändigten Pferde. Auf unserem Wege zu der Uhr waren wir links bei einem Springbrunnen vorbeigegangen, auf dem ein Bär in ritterlicher Rüstung, das Banner in der Pfote haltend, steht; zu seinen Füßen eine Bärin als Page gekleidet, die sich auf die Hinterpfoten gesetzt hat und mit den Vorderpfoten eine Weintraube speist. Wir waren über den Kornplatz gekommen und hatten dort an dem Giebel des Monuments zwei in Stein gehauene Bären bemerkt, die das Stadtwappen hielten, gleich zwei Einhörnern in einem Wappenschilde; der eine schüttete aus einem Füllhorn die Schätze des Handels vor einer Gruppe junger Mädchen aus, welche sich beeilten dieselben

aufzulesen, während der andere ganz freundlich einem in Römertracht aus der Zeit Ludwig's XV. gekleideten Krieger die Tatze zum Zeichen des Friedens reicht. Jetzt sahen wir an der Stadtuhr eine Procession von Bären paradiren, einige spielten die Clarinette, andere die Geige, diese den Baß, jene die Sackpfeife, hinter diesen kamen wieder andere Bären, Degen an der Seite, Büchsen auf der Schulter, mit fliegender Fahne in Reih und Glied marschirend. Es war wirklich ein komischer Anblick, und wir lachten auch herzlich darüber. Unsre Berner, an diesen Anblick gewöhnt, lachten uns zu Gefallen mit, und ohne unser Lachen übel zu nehmen freuten sie sich über unsere Lustigkeit; endlich fragten wir sie, wozu denn nur das ewige Schauspiel dieser Thiere diene, die so wenig ihrer Gattung als ihrer Gestalt nach zu den lieblichen und zierlichen gehören; und ob die Stadt irgend einen besonderen Grund habe sie anders als wegen ihres Felles und Fleisches zu lieben.

Sie erwiederten, die Bären seien die Patrone der Stadt.

Mir fiel dabei ein, daß wirklich im Schweizer-Kalender ein St. Ursus sich findet; ich hatte aber immer geglaubt, daß dieser zu den Zweifüßlern gehöre, obgleich der Name einen Vierfüßler bezeichnet; auch war er der Patron von Solothurn und nicht von Bern. Ich bemerkte dieses meinen beiden Führern mit aller Höflichkeit.

Sie erwiederten uns, es sei nur die Schuld ihrer wenigen Fertigkeit in der französischen Sprache, wenn sie gesagt, daß die Bären die Patrone der Stadt wären, denn eigentlich seien sie nur die Pathen, und auf diesen Titel hätten sie ein gegründetes Recht, indem wirklich Bern von ihnen den Namen erhalten habe. Es ward noch viel darüber gescherzt. Derjenige von den beiden, der am Besten Französisch sprach und wohl merkte, daß die Gevatterschaft uns etwas komisch vorkam, versprach uns auf dem Wege nach der Kirche die Sache zu erklären: ich, ein so außerordentlicher Freund von Sagen und Legenden, nahm dies Anerbieten mit Freuden an. Nun erzählte er uns Folgendes:

Die Stadt Bern ward 1191 von Berthold V., Herzog von Zähringen, gegründet. Kaum war sie fertig und mit Mauern und Thoren versehen, als er sich Mühe gab für die neu gebaute Stadt einen Namen zu finden, wie eine Mutter einen Namen für ihr neugebornes Kind sucht. Unglücklicher Weise war bei dem gestrengen Herrn die Imagination wohl eben nicht gar zu lebhaft; denn da er seinen Wunsch nicht erreichen konnte, bat er den ganzen Adel umher zu einem großen Schmause. Das Fest währte drei ganze Tage, und da noch nichts Entscheidendes über die Taufe des Kindleins bestimmt worden, schlug endlich einer der Gäste vor am nächsten Tage eine große Jagd in den nächsten Bergen zu halten und der Stadt den Namen

des ersten Thieres zu geben, das erlegt würde. Mit lautem Beifall nahm man diesen Vorschlag an.

Mit Tages Anbruch zogen sie am folgenden Morgen aus. Nachdem sie eine Stunde gejagt, erscholl ein lautes Siegesgeschrei; die Jäger eilten dahin, ein Bogenschütze des Herzogs hatte einen Hirsch erlegt.

Berthold war verdrießlich, daß einer seiner Leute grade ein solches Thier geschossen hatte, und erklärte, daß er seiner guten und festen Kriegs-Stadt nicht den Namen eines Thieres geben wolle, das ein Symbol der Furchtsamkeit sei. Einige boshafte Spaßvögel bemerkten auch, daß das getödtete Thier noch als anderes Symbol gelte, daß aber der edle Herr das vielleicht absichtlich übergehe, obgleich ihn wahrscheinlich diese Anspielung am Meisten ärgere; Herzog Berthold war alt und hatte eine junge Frau.

Der Schuß des Bogenschützen ward also für ungültig erklärt.

Gegen Abend trafen die Jäger einen Bär.

Das war denn doch ein Thier, dessen Name weder der Ehre eines Menschen noch einer Stadt nachtheilig seyn konnte. Das unglückliche Thier ward also ohne Barmherzigkeit getödtet, und sein Blut das Taufbad der neuen Hauptstadt. Noch jetzt zeigt ein Stein, der eine Viertelstunde von Bern dicht an der Thüre des Kirchhofes zu Muri-Stalden errichtet ist, die Aechtheit dieser Ableitung durch eine kurze aber deutliche Inschrift; die in altdeutscher Sprache so lautet:

Erst Bär hier kam.*)

Gegen eine solche Autorität ließ sich nichts einwenden. Ich schenkte der Erzählung unseres Studenten vollkommenen Glauben, sie ist nur die Einleitung zu einer anderen noch originelleren, die zu ihrer Zeit auch nachfolgen wird.

Während dessen waren wir über einen großen Platz gegangen und befanden uns gerade vor der Kathedrale. Es ist ein ziemlich merkwürdiges gothisches Gebäude, zwar nicht im Geschmack unserer jetzigen Bauart, obgleich sie, da es doch die Metropolitankirche ist, nur einen Glockenthurm und keine ordentliche Thurmspitze hat; der Glockenthurm ist obendrein in einer Höhe von 191 Fuß abgestumpft, wodurch er aussieht wie ein ungeheuerer Zuckerhut, von dem man das obere Stück abgeschlagen hat. Das Gebäude ward 1421 nach dem Plan des Matthias Heins erbaut, der vor einem seiner Mitbewerber, dessen Namen unbekannt blieb, den Vorzug erhielt. Der Letztere verhehlte den Aerger, welchen er über diese Demüthigung empfand, und da der Bau schon zu einer gewissen Höhe gelangt war, bat er eines Tages den Matthias um Erlaubniß ihn auf die Platform zu begleiten. Matthias, der nichts Arges vermuthete, erlaubte ihm dies mit einer Leichtigkeit, die seiner Eigenliebe mehr Ehre machte als

---

*) Hier ist der erste Bär erlegt.

seiner Klugheit; er ging voran und begann ihm alle Arbeiten umständlich zu zeigen, welche sein Nebenbuhler selbst gern geleitet hätte. Dieser ergoß sich in große Lobeserhebungen über das Talent seines Kollegen, der in seiner durch diese Anerkennung geschmeichelten Eitelkeit ihn einlud ihn auch zu den anderen Theilen des Gebäudes zu begleiten, und ihm den kürzesten Weg zeigte, wobei er auf ein Bret stieg, das mit beiden Enden auf dem Gesims zweier Mauern lag, die in einem Winkel zusammenliefen. In demselben Augenblick hörte man einen durchdringenden Schrei; der arme Baumeister war 60 Fuß hoch hinabgestürzt.

Niemand war außer seinem Nebenbuhler Zeuge von Matthias Unglück; dieser erzählte, das Gewicht seines Körpers habe das Bret, das nicht gut auf die Mauern gelegt war, zum Kippen gebracht, und er den Schmerz gehabt, Matthias fallen zu sehen, ohne ihm helfen zu können. Acht Tage später folgte er dem Verstorbenen in der Arbeit und ließ ihm an der Stelle, wo er gestürzt war, eine prächtige Statue errichten; wodurch er sich in der ganzen Stadt Bern einen großen Ruf der Bescheidenheit erwarb.

Wir traten in die Kirche; sie ist im Innern wie alle protestantische Tempel. Nichts Bemerkenswerthes mit Ausnahme zweier Grabmäler an jeder Seite des Chors; wovon das eine das des Herzogs von Zähringen, des Gründers der Stadt, das andere das von

Friedrich Steiger, der Schultheiß zu Bern war, als 1798 die Franzosen Bern einnahmen, ist.

Als wir aus der Kathedrale kamen, besuchten wir die Promenade; man nennt sie, wenn ich nicht irre, die Terrasse; sie liegt 108 Fuß höher als die Unterstadt; eine eben so hohe, wie ein Wall geführte, senkrechte Mauer hält die Erde fest, daß sie nicht einfallen kann. Von dieser Terrasse aus hat man eine der schönsten Aussichten auf der Welt. Zu den Füßen erheben sich wie ein buntfarbiger Teppich die Dächer der Häuser, zwischen denen die Aar sich schlängelt, ein tückischer, reißender Strom, dessen bläuliches Wasser von den Eisbergen des Finsteraarhorn herabkömmt und von allen Seiten Bern, dieses große feste Schloß, dessen Außenwerke die Berge rings umher sind, umfließt. Weiterhin ist der Görthen, ein Berg von drei bis viertausend Fuß Höhe, von dem das Auge dann zu der großen Kette der Gletscher hinüberschweift, die wie eine Diamant-Mauer den Horizont versperrt; eine Art von hellglänzendem Gürtel, jenseits desselben man die Zauberwelt der Tausend und Einen Nacht versetzen möchte; eine tausendfarbige Schärpe, die des Morgens bei den Strahlen der Sonne in allen Farben des Regenbogens spielt, vom dunkeln Blau bis zum zarten Roth; ein Feen-Palast, der am Abend, wenn Stadt und Ebene schon in Nacht begraben sind, noch eine Zeit lang erleuchtet wird von den Strahlen des an senm Gipfel langsam ersterbenden Tages.

Diese herrliche Platform, mit den schönsten Bäumen beypflanzt, ist die Promenade innerhalb der Stadt. In zwei an den beiden Ecken der Terrasse stehenden Kaffeehäusern bekommt man köstliches Eis. Zwischen beiden in der Mitte der Brustwehr der Terrasse findet sich eine Inschrift, eingehauen zum Andenken einer fast wunderbaren Begebenheit. Ein scheu gewordenes Pferd, das mit einem Studenten durchgegangen war, stürzte mit seinem Reiter hier von der Platform hinunter; das Pferd war todt, aber der Reiter kam mit einigen Quetschungen davon. Pferd und Mann hatten einen Sprung von hundert Fuß senkrecht hinab gemacht. Die Uebersetzung dieser Inschrift lautet:

„Dieser Stein ward errichtet zu Ehren des all„mächtigen Gottes und um der Nachwelt das Anden„ken zu bewahren. — Von hier stürzte Herr Theodor „Weinzöpfl den 25. Mai 1634 mit seinem Pferde hin„unter. Nach diesem Vorfall diente er dreißig Jahre „der Kirche als Prediger und starb in hohem Alter „und im Ruf der Heiligkeit, den 25. November „1694.“

Eine arme, zur Galeerenarbeit verurtheilte Frau, vertrauend auf das Glück dieses Vorgängers, versuchte denselben Sprung um den ihr nachsetzenden Soldaten zu entgehen, allein es gelang ihr nicht so gut wie Herrn Weinzöpfl, sie brach den Hals auf dem Pflaster.

Nachdem wir noch einen Abschiedsblick auf diese herrliche Aussicht geworfen, machten wir uns auf nach

dem untern Thor, weil wir den Weg um Bern herum über den Altenberg, einen freundlichen, mit Wein bepflanzten Hügel, nehmen wollten, der auf der andern Seite der Aar liegt, etwas höher als die Stadt. Unterweges ward uns ein kleines gothisches Wirthshaus gezeigt, an dem als Schild ein Stiefel hing. Dieses Schild, das Jedem sonderbar vorkommen muß an einem Hause, dessen Besitzer ein Weinschänke ist, verdankt seine Entstehung folgender Erzählung:

Heinrich IV. schickte 1602 Bassompierre als Gesandten an die 13 schweizer Cantone nach Bern, um die schon 1582 zwischen Heinrich III. und der Eidgenossenschaft beschworene Allianz zu erneuern. Bassompierre räumte durch seine Freimüthigkeit und die Redlichkeit, die er dabei bewies, alle dabei obwaltenden Schwierigkeiten aus dem Wege und machte die Schweizer zu Frankreichs treuen Verbündeten und Freunden. Als er abreisen wollte und schon vor der Thüre des Gasthofes aufs Pferd gestiegen war, sah er die Deputirten der 13 Cantone sich ihm nahen, Jeder einen ungeheuern Wiederkomm in der Hand und ihm den Abschiedstrunk anbietend. Sie stellten sich nun um ihn herum, hoben Alle zugleich ihre Humpen, deren jeglicher eine Flasche Wein faßte, und indem sie einen Toast auf das Wohl Frankreichs ausbrachten, leerten sie dieselben auf Einen Zug. Bassompierre, überrascht durch diese Höflichkeit, sah nur Ein Mittel vor sich diese zu erwiedern; er rief also seinen Diener, ließ

ihn absteigen und seinen Stiefel ausziehen, faßte diesen bei dem Sporn, ließ 13 Flaschen Wein in diesen weitbäuchigen Humpen hineinschütten; dann hob er ihn auf um ihren Toast zu erwiedern: „Auf das Wohl der 13 Cantone!" sprach er und trank die 13 Flaschen aus.

Die Schweizer fanden nun, daß Frankreich einen würdigen Repräsentanten habe.

Hundert Schritte weiter erreichten wir das untere Thor. Wir gingen auf einer ziemlich hübschen steinernen Brücke über die Aar und nach einer halben Stunde gelangten wir auf den Gipfel des Altenberges; hier genießt man fast dieselbe Aussicht wie von der Terrasse der Kathedrale, ausgenommen, daß, von diesem zweiten Belvedere aus, die Stadt Bern das erste Stück des Gemäldes bildete.

Wir verließen den so herrlichen Spaziergang bald; da kein Baum hier die Sonnenstrahlen abhielt, so war die Hitze unerträglich; auf der andern Seite der Aar entdeckten wir ein köstliches Wäldchen, dessen Alleen von Spaziergängern wimmelten. Einen Augenblick fürchteten wir wieder umkehren zu müssen um zur Brücke zu gelangen, über die wir schon gegangen waren; allein wir fanden eine Fähre, mit welcher übergefahren wurde; ein großer Vortheil für den Fährmann, denn wir mußten eine Viertelstunde warten, bis die Reihe an uns kam. Dieser Fährmann ist ein alter Diener der Republik, dem die Stadt zur Belohnung

seiner Dienste das ausschließliche Privilegium ertheilt hat, die Passagiere, die über die Aar wollen, überzusetzen. Für diese Ueberfahrt zahlt man zwei Sous, von welcher Abgabe jedoch die Glieder zweier Classen der Gesellschaft frei sind, die Hebammen und die Soldaten, obgleich ihre Verrichtungen in gar keinem Zusammenhang mit einander stehen. Als ich einige Fragen an den Fährmann gethan hatte, hielt er sich berechtiget auch an mich eine zu thun; daher fragte er, ob ich für den alten oder für den neuen König von Frankreich sei; meine Antwort war so entscheidend wie seine Frage. — Weder für den Einen noch für den Andern.

Die Schweizer sind überhaupt große Frager und bei ihren Fragen sehr zudringlich; sie thun dieselben aber mit einer solchen Gutmüthigkeit, daß man darüber nicht böse werden kann; und wenn man ihre Neugier befriediget hat, erzählen sie auch wieder ihre Verhältnisse mit einer Offenherzigkeit, wie man sie nur dem vertrautesten Hausfreunde zeigt. An der Gasttafel kennt man seinen Nachbar nach einer Viertelstunde schon so genau, als wenn man 20 Jahre mit ihm gelebt hätte. Uebrigens steht es einem ganz frei zu antworten oder nicht, denn gewöhnlich sind es solche Fragen, wie die Gastwirthe sie thun, — (Ihren Namen? Ihr Gewerbe? wo kommen Sie her? wo gehen Sie hin?) —, die recht gut die Vorzeigung des Passes ersparen, und durch welche die Freunde, die schon

voraus sind oder noch nachkommen, die Zeit, in der man durchgereist ist, und den Weg, den man genommen, erfahren.

Da es uns ganz gleichgültig war, welchen Weg wir einschlügen, wenn wir nur etwas Neues zu sehen bekämen, so folgten wir dem großen Haufen, und dieser zog sich nach der Promenade des Engi, der besuchtesten in der Umgegend der Stadt. Ein großer Zusammenlauf war am aarberger Thor; wir fragten: was das zu bedeuten habe? und erhielten die lakonische Antwort: die Bären. Der Weg führte uns zu einer Brustwehr, um die, wie auf der Galerie eines Schauspielhauses, zwei bis dreihundert Personen standen, die sich an den Kurzweiligkeiten von vier ungeheuren Bären ergetzten, welche je zwei und zwei große, prächtige, sehr reinlich gehaltene Gräben bewohnten, mit Alleen wie Speisesäle.

Die Zuschauer machten sich das Vergnügen wie die Pariser, den Bewohnern der beiden Gräben Aepfel, Birnen, Kuchen und dergleichen hinzuwerfen; aber, das Ergetzen der hiesigen Zuschauer ward erhöht auf eine Art, die ich dem Herrn Aufseher des Jardin des plantes mittheilen und ihn zugleich bitten werde, sie auch bei uns zur größeren Kurzweil der Liebhaber einzuführen.

Die erste Birne, die ich den berner Petzen hinwerfen sah, ward von dem einen derselben ohne äußere Störung verzehrt; allein mit der zweiten ging es

nicht so gut ab. In dem Augenblicke, wo er, nachdem sein Appetit durch den ersten glücklichen Erfolg gereizt worden, sich ganz behaglich erhob um sein Dessert zu holen, kam ein anderer Gast, dessen Figur ich bei seiner außerordentlichen Behendigkeit nicht genau erkennen konnte, aus einem Loche in der Mauer hervor, schnappte die Beute dem bestürzten Bären vor der Nase weg und schlüpfte unter lautem Jubel der Menge damit in sein Loch hinein. Eine Minute darauf guckte das feine Köpfchen eines Fuchses mit lebhaften Augen und seinem schwarzen, spitzigen Näschen aus dem Loche hervor, und erwartete eine neue Gelegenheit wieder auf Kosten des Schloßbesitzers, bei dem er einen Flügel zu bewohnen schien, einen Besuch zu machen.

Dies machte mir Lust das Experiment noch einmal zu machen; ich kaufte Kuchen, als das beste Mittel den Appetit der beiden Widersacher zu reizen. Der Fuchs, der wahrscheinlich meine Absicht bemerkte, als er sah, daß ich die Kuchenfrau heranrief, blickte mich fest an und wandte kein Auge von mir. Als ich nun Lebensmittel eingekauft und sie in meine linke Hand gelegt hatte, nahm ich ein Stück davon mit der Rechten und zeigte es dem Fuchs: der schlaue Patron machte eine Bewegung, als wenn er sagen wollte: „nur zu, ich will meine Sachen schon machen;“ er steckte darauf seine Zunge heraus und leckte sich das Mäulchen wie ein Gourmand, der, eines fetten Bissens gewiß, schon den Mund darnach spitzt. Ich nahm mir

aber vor ihm das Ding etwas schwieriger zu machen als das erste Mal. Der Bär seinerseits sah meiner Zurüstung mit einer Art von Freundlichkeit zu und wiegte sich recht anmuthig, auf seinem Hintern sitzend, die Augen starr, den Rachen aufgesperrt, und die Tatzen nach mir ausgestreckt. Während der Zeit war der Fuchs wie eine Katze kriechend aus seinem Loche herausgekommen, und ich bemerkte nun, daß eine zufällige Ursache mehr noch als seine Schnelligkeit mich das erste Mal verhindert hatte genau zu sehen, zu welcher Art von Thieren er gehöre. Die arme Kreatur hatte keinen Schwanz.

Ich warf nun meinen Kuchen hin, der Bär folgte ihm mit den Augen und war sogleich auf allen Vieren, um ihn zu suchen; aber beim ersten Schritt, den er that, sprang der Fuchs über seinen Rücken weg mit einem so richtig berechneten Satz, daß er mit der Nase gerade auf den Kuchen fiel. Drauf machte er eine große Curve, um wieder in sein Loch zu kommen. Der wüthende Bär suchte nun zu seiner Rache all' sein bischen Geometrie zusammen und beschrieb eine gerade Linie mit einer Lebhaftigkeit die ich ihm nie zugetraut hätte. Der Fuchs und er kamen fast zu gleicher Zeit bei dem Loche an, und die Zähne des Bären schlugen zusammen in dem Augenblicke, wo der Dieb daselbst verschwand. Ich begriff nun auch, warum der arme Teufel keinen Schwanz mehr hatte. Ich wiederholte mehrere Mal das Experiment zur großen Freude

der Neugierigen und des Fuchses, der von vier Kuchen immer zwei erwischte.

Die Bären, welche den zweiten Graben bewohnen, sind weit jünger und kleiner. Ich erkundigte mich nach der Ursache und erfuhr, daß sie die Nachfolger der Andern wären, nach deren Tode sie ihren Platz und ihr Vermögen erben. Dies bedarf einer Erklärung.

Ich habe schon gesagt, wie Bern, nachdem es von dem Herzog von Zähringen begründet worden, seinen Namen erhalten, und welchen Antheil das Thiergeschlecht daran genommen. Seit dieser Zeit ist der Bär das Wappen der Stadt, und es ward beschlossen ihn nicht allein im Bilde in dem Wappenschild, auf den Brunnen, an der Stadtuhr und auf allen Monumenten anzubringen; sondern auch lebende Bären sich zu verschaffen, die auf Kosten der Einwohner verpflegt und logirt werden sollten. Dies war eben nicht schwer, man brauchte ja nur sie sich in den Bergen auszusuchen. Es wurden also zwei junge Bären gefangen und nach Bern gebracht, wo sie bald durch ihre Anmuth und ihre allerliebsten Späßchen ein Gegenstand der höchsten Zärtlichkeit für die ganze Stadt wurden.

Mittlerweile starb eine alte, sehr reiche Jungfrau ohne nahe Erben; sie hatte in den letzten Jahren ihres Lebens eine ganz besondere Zuneigung zu den allerliebsten Thierchen gezeigt. Ihr Testament ward mit allen Formalitäten und in Gegenwart aller dabei Betheiligten eröffnet, sie hinterließ 60,000 Livres Ren-

ten den Bären, und Tausend Thaler, die ein für alle Mal an das berner Hospital gezahlt werden sollten um eine Stelle für die Glieder ihrer Familie zu begründen. Die Erbintereſſenten griffen das Teſtament als erſchlichen an; den Bären ward von Amts wegen ein Advocat geſetzt; und, da derſelbe ein ſehr geſchickter Juriſt war, die Unſchuld der armen Vierfüßler, die man um ihre Erbſchaft hatte bringen wollen, öffentlich rechtsbeſtändig anerkannt, und ſie als Legatarien unmittelbar die Erbſchaft anzutreten berechtiget.

Die Sache machte keine Schwierigkeiten; das Vermögen der Erblaſſerin beſtand in baarem Gelde. Die zwölfhunderttauſend Franken Capital wurden in den berner Schatz gethan, der von der Regierung für dieſes Depoſitum für verantwortlich erklärt ward mit der Verbindlichkeit die Zinſ.n davon den Bevollmächtigten der als minderjährig angeſehenen Erben auszuzahlen. Man kann ſich leicht denken, daß nun eine große Veränderung in der Haushaltung dieſer letzteren vorging. Ihre Vormünder hatten Equipage und ein Hotel, ſie gaben im Namen ihrer Mündel die feinſten Soupers und die glänzendſten Bälle. Was die Perſon der Mündel betraf, ſo nahmen die Wärter den Namen Kammerdiener an, und jene bekamen ihre Schläge nur mit einem Rohr mit goldenem Knopf.

Unglücklicher Weiſe iſt aber in der Welt Nichts beſtändig! Kaum hatten einige Bären-Generationen dieſes bisher ihrer Gattung ganz unbekannte Wohlleben

genossen, als die französische Revolution ausbrach. Die Geschichte unserer Helden ist nicht so innig mit jener großen Katastrophe verflochten, daß wir hier die Ursachen derselben zu entwickeln und ihre Resultate zu verfolgen brauchten; nur diejenigen Begebenheiten wollen wir berühren, bei welchen sie eine Rolle spielten.

Die Schweiz lag zu nahe an Frankreich, um nicht einige Stöße von dem großen Erdbeben, dessen revolutionairer Vulkan die ganze Welt erschütterte, zu erleiden; indessen wollte sie der kriegerischen Lava, die ganz Europa überschwemmte, Widerstand leisten. Das Waadtland erklärte sich unabhängig; Bern sammelte seine Truppen; anfangs siegte es in dem kleinen Gefechte bei Neueneck; allein in den Schlachten bei Staubbrunn und Grauholz ward es besiegt. Die Sieger, unter den Generälen Brune und Schaumburg, zogen in die Hauptstadt ein, und drei Tage darauf hielt der berner Schatz seinen Auszug.

Eilf mit Gold beladene Maulthiere nahmen ihren Weg nach Paris; zwei davon trugen das Vermögen der unglücklichen Bären, die, so gemäßiget sie auch in ihren Meinungen waren, doch mit auf die Liste der Aristokraten gesetzt und dem gemäß behandelt wurden. Es blieb ihnen freilich das Hotel ihrer Bevollmächtigten; diese wiesen sich aber als Eigenthümer aus, so daß diese letzten Trümmer ihres vorigen Glanzes ebenfalls im Schiffbruche ihres Glückes untergingen.

Welch ein erhabenes Beispiel von Philosophie ga-

ben da diese edlen Thiere den Menschen! Sie zeigten sich in ihrem Unglücke eben so würdig, als sie in ihren glänzenden Zeiten sich demüthig bewiesen hatten, und durchlebten, von allen Parteien geachtet, die 5 Jahre der Revolution, die von 1798 bis 1803 die Schweiz bewegte.

Indessen hatten die schweizer Berge sich vor Bonaparte geneigt, wie die Wellen des Oceans vor der Stimme der Götter. Der erste Consul belohnte sie, indem er die Mediations-Acte aussprach, und 19 Cantone athmeten geschützt unter dem Flügel, den Frankreich über sie ausbreitete.

Kaum war Bern ruhig, so beschäftigte es sich auch die Verlüste wieder gut zu machen, die die Staatsbürger erlitten hatten. Nun drängte Jeder sich um ein Amt bei der Regierung, und forderte vom Schatze Schadenersatz, und von der Nation Belohnung. Nur diejenigen allein, die das größte Recht auf dies Alles hatten, verschmähten jedes Bitten und erwarteten, still vertrauend auf ihr gutes Recht, daß die Republik auch an sie denken würde.

Die Republik rechtfertigte den herrlichen Spruch: Einer für Alle und Alle für Einen. Eine Subscription ward für die Bären eröffnet und brachte 60,000 Franken zusammen. Mit dieser Summe, so geringe gegen die, welche sie besaßen, kaufte der Rath der Stadt ein Stück Land, das 2000 Livres eintrug;

die unglücklichen Thiere, sonst Besitzer einer Million, waren jetzt weiter nichts als wahlfähig. *)

Auch ward dieses kleine Vermögen durch einen neuen Unfall, der aber dieses Mal mit den politischen Bewegungen in keiner Verbindung stand, um die Hälfte verringert. Der Graben, den die Bären bewohnten, hatte ehedem mit zur Stadt gehört und stieß an die Mauer des Gefängnisses. Ein zum Tode verurtheilter Gefangener, der sich ein spitziges Eisen zu verschaffen wußte, bohrte in einer Nacht ein Loch in die Mauer. Nachdem er zwei bis drei Stunden gearbeitet, glaubte er auf jener Seite der Mauer etwas zu hören, als ob dort Jemand dieselbe Arbeit vornähme; das gab ihm neuen Muth, denn er dachte, irgend ein unglücklicher Gefangener bewohne das an das Seine stoßende Gefängniß, und wenn er nur erst zu ihm gelangte, würden sie beide mit vereinter Arbeit ihre Flucht desto leichter bewerkstelligen können. Diese Hoffnung wuchs, je mehr dies Werk vorrückte; der verborgene Arbeiter trieb sein Wesen mit solchem Eifer, daß er alle Vorsicht vergaß; die losgerissenen Steine fielen mit Geprassel herab, man konnte sein starkes Schnauben hören. Der Gefangene fühlte nun noch mehr die Nothwendigkeit seine Anstrengung zu

---

*) Das Wahlrecht ist in Genf auf neun Franken festgesetzt; ich glaube, in Bern verhält es sich eben so.

verdoppeln, weil die Unbesonnenheit seines Cameraden alle Augenblicke ihr Vorhaben verrathen konnte. Glücklicher Weise blieb nicht viel mehr zu thun übrig um die Mauer zu durchbrechen; nur ein großer Stein widerstand noch seinen Bemühungen, da sah er ihn wackeln; einige Minuten nachher rollte er auf der andern Seite hinunter. Die frische Luft von außen drang bis zu ihm; er bemerkte, daß die ihm unerwartet geleistete Hülfe von außen kam, und da er keine Zeit verlieren wollte, schickte er sich an durch die enge Oeffnung, die sich ihm so ganz unverhofft zeigte, zu kriechen. Auf dem halben Wege begegnete er einem Bären, der von jener Seite her sich anstrengte in das Gefängniß zu kommen; dieser hatte das Geräusch gehört, das der Gefangene in seinem Kerker machte, und vermöge des allen Thieren natürlichen Zerstörungsinstinkts ihm aufs Beste geholfen.

Der Todescandidat befand sich zwischen zwei Extremen, gehängt oder gefressen zu werden; das Erste war gewiß, das Andere wahrscheinlich. Der Bär, verblüfft durch die Gewalt, die stets der Mensch selbst über das wildeste Thier ausübt, ließ ihn laufen ohne ihm etwas zu Leide zu thun.

Als am folgenden Morgen der Schließer in den Kerker trat, fand er eine sonderbare Verwechselung der Personen; der Bär lag auf der Streu des Gefangenen.

Der Schließer lief davon ohne sich Zeit zu lassen

die Thüre zuzumachen; der Bär schritt ernsthaft ihm nach und da er alle Thüren offen fand, kam er bis auf die Gasse und spazierte ruhig auf den Krautmarkt. Man kann sich denken, welchen Eindruck auf den Haufen der Handelsleute der Anblick dieses neuen Kauflustigen machte. In einem Augenblick war der Platz leer, und der Ankömmling konnte nach Belieben sich von dem ausgestellten Obst und den Gemüsen das Beste auswählen. Er ließ es auch nicht daran fehlen und statt in seine Berge zurückzugehen, was ihm gewiß Niemand gewehrt haben würde, ließ er sich die Birnen und Aepfel, für welche Art Obst bekanntlich diese Thiere eine große Vorliebe hegen, ganz herrlich schmecken; aber seine Näscherei brachte ihn ins Verderben.

Zwei Hufschmiede, deren Laden auf den Markt hinausgingen, verfielen auf ein Mittel den Flüchtling wieder in seinen Graben zu bringen. Sie machten zwei große Zangen fast rothglühend, näherten sich von jeder Seite dem Plünderer, gerade als er ganz vertieft in seine Mahlzeit war, und packten ihn Jeder recht fest am Ohr. Der Bär merkte gleich, daß er gefangen war, versuchte gar keinen Widerstand, sondern folgte demüthig seinen Führern ohne zu protestiren, außer daß er bisweilen ein Klaggeschrei erhob gegen das unerlaubte Mittel, dessen man sich bedient hatte um ihn in Arrest zu bringen.

Da man indessen besorgte, daß ein ähnlicher

Fall sich wieder ereignen und vielleicht nicht so friedlich ablaufen könne, so beschloß der Rath von Bern die Bären außerhalb der Stadt zu quartieren und zwei neue Gruben in dem Wall machen zu lassen.

Diese beiden Gruben bewohnen sie jetzt. Der Bau derselben hat die Hälfte des Kapitals der Bären verzehrt, denn sie kosten 20,000 Franken, und man mußte um diese Summe aufnehmen zu können eine erste Hypothek auf ihr Grundstück geben.

Sobald ich alle diese Umstände in meinem Taschenbuche aufgezeichnet hatte, setzten wir unsern Weg in der Umgegend von Bern fort. Wir trafen eine herrliche Allee und begaben uns dahin, weil wir alle Andere dahin gehen sahen. Nach einer halben Stunde fuhren wir in einem Kahne über das Wasser und befanden uns in Reichenbach zwischen einer fröhlichen, lärmenden Schweizer-Schenke und dem alten, düstern Schlosse Rudolphs von Erlach; das Eine bot uns ein gutes Frühstück, das Andere eine große Erinnerung; der Hunger siegte über die Poesie, und wir gingen ins Wirthshaus.

Es ist doch ein herrliches Ding um ein deutsches Wirthshaus für Jeden, der gerne walzt und Sauerkraut ißt. Unglücklicherweise konnte ich nur eine dieser Freuden genießen.

Kaum hatte ich so gut als möglich gefrühstückt, als ich mich mitten in den Tanzsaal stürzte und dem ersten Bauermädchen, die sich neben mir befand, meine

Hand anbot, die sie auch ohne Weiteres annahm, ob ich gleich Handschuhe an hatte, ein ganz unbekannter Luxus in dieser munteren Gesellschaft. Ich fing auch sogleich zu tanzen an und kam bald so in den Takt dieses raschen Walzers, als hätte ich mich ganz allein auf diese Kunst gelegt. Ich muß jedoch zugeben, daß das Orchester uns vortrefflich unterstützte, obgleich es nur aus Dorfmusikanten bestand, die, ich weiß nicht welches Instrument spielten; und daß keines unserer pariser Orchester mir besser zu dieser Art von Tanz zu passen schien.

Als der Walzer beendigt war, bat ich mir von meiner Tänzerin einen Kuß aus, in sehr verständlicher deutscher Sprache, und diese Phrase ist mir auch wegen ihrer Wortfügung und ihrer Betonung noch am Besten im Gedächtnisse geblieben; sie bewilligte meine Bitte mit vieler Artigkeit.

Das Castell von Reichenbach ward nun besucht. Auch dieses Schloß hat seine Ueberlieferung, halb geschichtlich, halb dichterisch, wie alle schweizer Sagen. Hier ruhte der alte Rudolph von Erlach von seinen kriegerischen Thaten aus und verbrachte daselbst sein, dem Vaterlande so nützliches und von seinen Mitbürgern so geehrtes Leben. Eines Tages besuchte ihn wie gewöhnlich sein Schwiegersohn Rudenz; es entspann sich ein Zwist zwischen ihm und dem Letzteren wegen des Heirathsguts, das er dem Schwiegersohn zahlen sollte. Rudenz wird hitzig, ergreift das Schwert des

Siegers von Laupen, streckt den Alten todt zu Boden und entflieht. Allein Rudolphs beide Hunde, die an jeder Seite der Thüre angelegt waren, sprengen ihre Ketten, verfolgen den Flüchtling in die Gebirge und kommen zwei Stunden nachher mit Blut bedeckt zurück; den Rudenz sah man nie wieder.

Der junge Mann, der uns dies erzählte, war auf dem Rückwege nach Bern begriffen; er bat mit uns gehen zu dürfen, was wir gern bewilligten. Unterweges erzählten wir ihm, was wir Alles schon gesehen hätten, und fragten, ob noch sonst etwas zu beschauen sei; wir hatten, wie sich fand, alle malerisch schönen Parthien der Stadt betrachtet; indessen schlug er uns vor noch einen kleinen Umweg zu machen und bei dem Goliathsthurm hineinzugehen.

Der Goliathsthurm hat seinen Namen, weil er die Nische einer colossalen Statue des heiligen Christoph ist.

Damit diese Benennung dem Leser aber nicht wichtiger erscheine als mir selbst, so will ich sogleich berichten, welche Analogie zwischen dem kriegerischen Philister und dem friedfertigen Israeliten stattfindet.

Gegen das Ende des XV. Jahrhunderts schenkte ein reicher und gottesfürchtiger vornehmer Herr der Berner Kathedrale eine beträchtliche Summe zum Ankauf heiliger Gefäße. Dieses Testament ward gewissenhaft erfüllt; ein kostbares heiliges Sacrament

ward gekauft und in das Tabernakel verschlossen. Die Diener der Kirche, im Besitz dieses neuen Schatzes, dachten sogleich darauf, ihn vor allen Anfällen zu sichern. Da man aber in das Allerheiligste keine menschliche Wache stellen konnte, so suchte man unter der himmlischen Garde einen Heiligen, der Sicherheit, Wachsamkeit und Diensteifer genug hätte. Der heilige Christoph, der unsern Heiland auf seinen Schultern getragen, und dessen Riesengröße für seine Stärke bürgte, erhielt, nach langer Berathschlagung, den Vorzug vor dem heiligen Michael, der für zu jung gehalten ward, als daß man ihm die, zu dem ihm aufzutragenden Amte gehörige Klugheit zutrauen dürfte. Der geschickteste Bildhauer in Bern mußte die Statue aushauen, die neben den Altar gestellt werden sollte um die Diebe abzuschrecken, so wie man eine Vogelscheuche in ein Hanffeld stellt um Vögel zu verscheuchen; in diesem Betrachte mußte das Kunstwerk, als es vollendet war, alle Stimmen für sich haben, und selbst der heilige Christoph, wenn Gott ihm das Vergnügen erlaubt hätte vom Himmel herab das Bild, das man auf Erden von ihm gemacht hatte, zu beschauen, würde herzlich erfreut gewesen seyn über das martialische Ansehen, das seine ruhige und friedliebende Person unter dem schöpferischen Meißel des Künstlers angenommen hatte.

Wirklich hatte auch das heilige Bild eine Länge von 22 Fuß, trug in der Hand eine Hellebarde, an

der Seite ein Schwert, und war vom Kopf bis zum Fuß blau und roth angestrichen, wodurch es ein sehr schreckliches Ansehen bekam.

In der Ueberzeugung nun, daß er sein Amt treulich verwalten würde, ward der Heilige, nachdem er eine lange Rede hatte anhören müssen über die Ehre, die ihm widerführe, und über die Pflichten, welche diese Ehre ihm auflege, mit großer Feierlichkeit hinter dem Hauptaltar installirt, über den sein ganzer Oberleib vorragte.

Zwei Monate nachher war das heilige Sacrament verschwunden.

Man kann sich denken, welch einen Rumor dieses Ereigniß in dem Kirchspiel anrichtete, und wie dem armen Heiligen seine Unachtsamkeit bitter vorgeworfen ward. Die Heftigsten behaupteten, er habe sich bestechen lassen, Gemäßigtere sagten, er sei ins Bockshorn gejagt worden. Noch eine dritte Partei, schwärmerischer als die andern, zog auch ganz unbarmherzig auf ihn los, die Michaelisten nämlich, die bei der Berathschlagung die wenigsten Stimmen gehabt hatten und einen religiösen heimlichen Groll trotz dem besten politischen Haß beibehielten; kurz es wagten kaum zwei oder drei Stimmen den untreuen Wächter zu vertheidigen. Er ward also schimpflich aus dem Heiligthum verwiesen, das er so schlecht vertheidiget hatte; und da man gerade mit den Freyburgern in Krieg war, machte man den Heiligen zum Thurmwächter des Lom=

bacher Thurmes vor dem freyburger Thore. In diesem Thore machte man die Nische für ihn, die er noch jetzt bewohnt, stellte ihn dort hinein, wie einen Soldaten in ein Schilderhaus, und ermahnte ihn ein anderes Mal wachsamer zu seyn, als er es das erste Mal gewesen.

Acht Tage nachher war der Lombacher Thurm genommen.

Dieses unerhörte Betragen verwandelte die geringe Achtung, in der er schon stand, in Verachtung. Der unglückliche Heilige ward von nun an, auch von den Billigstdenkenden, nicht allein für einen feigen Burschen, sondern auch für einen Verräther gehalten und einstimmig umgetauft. Man raubte ihm seinen ehrwürdigen Namen und belegte ihn mit einem abscheulichen. Man nannte ihn Goliath.

Ihm gegenüber steht in drohender Stellung eine kleine niedliche Statue des David, eine Schleuder in der Hand haltend.

Erster Ausflug in das Oberland.

Der Thun-See.

Den zweiten Tag, den wir in Bern zubrachten, hatten wir bestimmt das eigentlich Materielle der Stadt zu besehen, da wir durch unsere gestrigen Streifereien alles Pittoreske und Poetische genossen hatten.

Außer der schon erwähnten Kathedrale blieben uns nun noch als Merkwürdigkeiten übrig: die heilige Geist-Kirche, das Zeughaus, die Münze, die öffentlichen Getreide-Speicher, das Hospital und das Staats-Hotel, wo die Stadt-Schultheiße und die Schatzmeister wohnen. Diese Gebäude datiren alle von 1718 bis 1740; das heißt, alle Reisebeschreibungen empfehlen sie den Reisenden als herrliche Werke der Kunst, und alle Kunstverständige behaupten, es seien armselige Baracken.

Um halb Sieben Abends reisten wir von Bern ab; der Weg bis Thun ist einer der am Wenigsten ver-

gigen und bequemsten in der ganzen Schweiz. Ueberhaupt sind die Wege im Waadtlande, in Freyburg und in Bern vortrefflich unterhalten, und ich glaube, daß die Regierung dieser Cantone unter allen Regierungen der Welt die Erste sei, der es einfiel, daß die großen Landstraßen nicht bloß für die Fuhrwerke, sondern auch für Fußgänger da sind; sie hat daher in Zwischenräumen Bänke setzen lassen, wie auf Promenaden, und neben diesen Bänken eine niedrig abgestutzte Säule, auf der diejenigen, die etwas auf dem Rücken tragen, ihre Bündel absetzen und wieder aufhocken können.

Zwei Stunden nach unserer Abreise umgab uns Nacht, aber mit jenem transparenten Schatten, der den Aufgang des Mondes verkündigt; für uns war der Mond noch unsichtbar. Die große Familie der Eisberge, dieser unbeweglichen, traurigen Gespenster, die den Horizont versperrte und auf die schlafende Ebene hinabsah, erhob sich zwischen ihm und uns; bald aber färbten sich ihre Gipfel mit einem leichten Anflug von Silber, der nach und nach immer lebhafter ward. Nun erschien, gerade hinter dem schneebedeckten Haupte des Eigen wie in einem Rahmen von Bergen eingefaßt, eine Feuerkugel, gleich einem jener Flammenzeichen, die die alte Schweiz zu den Waffen riefen. Bald nahm der Mond seine sphärische Gestalt an und schien leicht auf der höchsten Spitze zu ruhen, wie das St. Elms-Feuer auf der Spitze eines Schiffsmastes; endlich, sich

schaukelnd wie ein Luftsegler, der sich von der Erde erhebt, trat er leicht und still seinen Lauf zum Himmel an.

So setzten wir unsern Weg mitten in dem phantastischen Zauber der Nacht fort, ohne einen Augenblick die Schneemauer aus den Augen zu verlieren, der wir uns näherten, und von der, obgleich wir fast 6 Stunden davon entfernt waren, ein uns unbekanntes, klägliches Getöse zu uns herüberschallte, das von den rollenden Schneemassen und dem Krachen der Gletscher verursacht ward. Von Zeit zu Zeit zwang uns ein nahes Brausen, rechts und links, uns umzusehen; es waren Cascaden, die von den Bergen hinab ihren silbernen Schleier flattern ließen, oder Fichtengehölze, in deren Wipfel der Abendwind rauschte, und die gegen einander ihre Klagen ergossen in einer Sprache, die nur sie verstehen. Auch die anscheinend ganz leblosen Gegenstände haben gleich uns von der Gottheit eine Stimme erhalten für die Freude wie für die Thränen, Töne zum Lobpreisen wie zum Verwünschen. Belauscht nur die Erde in einer schönen Sommernacht, das Meer während eines Sturmes.

Um halb eilf Uhr kamen wir in Thun an, verdrießlich, daß wir nicht noch 5 oder 6 Stunden bei einer so herrlichen Nacht zu fahren hatten.

Hier änderte sich unsere Art zu reisen, und an die Stelle der großen Landstraßen traten die Seen und Gebirge. Wir berichtigten unsere Rechnung mit unserm Fuhrmann, dem es, wie er sagte, sehr leid that

uns zu verlassen. Wir merkten bald, daß dies nur eine Anspielung sei auf ein stärkeres Trinkgeld, das wir dem guten Gesellen gern reichten. Eine Viertelstunde darauf kam er ganz fröhlich und erzählte, daß er eine Dame und einen Herrn gefunden, die mit ihm nach Lausanne zurückkehren wollten.

Da Thun weiter nichts Merkwürdiges besitzt als die Artillerieschule, und wir nicht die Schweiz bereisten um Kanonen abschießen zu sehen, so belegte ich einen Platz auf den Postschiffe nach Interlaken, nicht weil diese Art zu reisen bequemer ist, sondern weil ich unterwegs von den Passagieren irgend eine alte Sage zu hören glaubte. Am folgenden Morgen um 9 Uhr fuhren wir ab.

Man kann gleich bei dem Wirthshaus einsteigen. Nach zehn Minuten fährt man die Aar hinauf, die von den Gletschern des Finsteraarhorns herabkömmt, sich auf die Felsen von Handek 300 Fuß hoch herabstürzt und, indem sie dieselben in ihrer ganzen Breite durchläuft, die beiden Seen von Brienz und Thun mit Wasser versieht, welche durch das liebliche Dorf Interlaken von einander getrennt sind. Die Lage desselben zeigt schon der Name an. Nach zehn Minuten kömmt man in den See.

Sogleich erweitert sich der Horizont nach allen Seiten hin, doch bleibt er links beschränkter als rechts.

Denn links begrenzt ein mit Holz bedeckter Hügel *) den See der ganzen Länge nach; von der Entfernung, aus der man ihn sieht, scheint er eine mit Epheu überzogene Mauer zu seyn; rechts erstreckt sich die Landschaft und zeigt zwei Lagen von Bergen, wovon die zweite über die erste wegzusehen scheint. Von Zeit zu Zeit eröffnet sich diese Wand und bietet den bläulichen Schlund eines Thals dem Blicke dar, welches vom Ufer des Sees aus, breit wie ein Festungsgraben, mit einem Eingang von einer Stunde Weite zu seyn scheint.

Die erste Ruine, die in die Augen fällt, wenn man in den See kömmt, ist die des alten Schlosses Schadau, welches zu Anfange des 17. Jahrhunderts von einem Abkömmling der Familie Erlach erbaut ward. Sein Anblick ruft den Einwohnern keine geschichtliche Sage zurück; überdies verdunkelt das eine halbe Stunde weiter gelegene Schloß Stratlingen die Erinnerung an jenes gänzlich.

Der Stifter dieses Hauses, wenn man der Chronik von Einigen glauben darf, ist kein anderer als Ptolemäus, der von mütterlicher Seite aus dem königlichen Geblüte Alexander's und von väterlicher aus einer römischen Patrizierfamilie stammt. Als er zum

*) Man muß bemerken, daß das Wort Hügel eine Erderhöhung von 3—4000 Fuß bedeutet, und Berg eine ähnliche von 6000—12000.

Christenthum bekehrt ward durch ein Wunder (er hatte nämlich zwischen dem Geweihe eines Hirsches, den er jagte, ein Kreuz erblickt), nahm er in seiner Taufe den Namen Theode=Rik an, entfloh den Verfolgungen des Kaisers Hadrian und kam an den Hof des Herzogs von Burgund, der damals mit dem König von Frankreich in Krieg begriffen war *). Nachdem beide Heere einander gegenüber standen, kamen die Anführer überein, daß der Streit durch einen Zweikampf entschieden werden solle. Der Herzog von Burgund ernannte Theode=Rik zu seinem Kämpfer, und der Tag des Kampfes ward festgesetzt. Aber in der Nacht sah der Vertreter des Königs von Frankreich im Traume den Erzengel Michael für seinen Gegner streiten. Diese Erscheinung flößte ihm eine solche Furcht ein, daß er bei dem Erwachen sich für überwunden erklärte. Der Herzog von Burgund, aus Erkenntlichkeit gegen Theode=Rik für einen Sieg, bei welchem sich der himmlische Beistand so augenscheinlich bewiesen hatte, gab ihm zur Belohnung seine Tochter Demut und das Hübschland, ein Heirathsgut, welches aus

---

*) Wir lassen hier nur die Chronik sprechen; der König von Frankreich und der Herzog von Burgund gehören ganz ihr an; wir besitzen nicht eine solche Einbildungskraft um uns dergleichen historische Freiheiten zu erlauben.

Kleinburgund und dem vandalischen See bestand *). Am Ufer dieses Sees und in dem malerisch schönsten Theile der Landschaft ließ der neue Herr dieses herrlichen Landes das Schloß Stratlingen bauen.

Zweihundert Jahre nachher gründete ein Nachkomme von Theode=Rik, Arnold von Stratlingen, zu Ehren des wundervollen Beistandes, welchen der heilige Michael seinem Ahn bewiesen hatte, die Kirche Paradies und weihte sie diesem Heiligen. In dem Augenblicke, in welchem die Bauleute den letzten Stein legten, ließ sich eine Stimme vernehmen: „Hier findet sich ein so großer Schatz, daß Niemand dessen Werth bezahlen kann.“ Sogleich suchte man noch nach demselben und fand in dem Hauptaltar ein Rad von des Propheten Elias Wagen und 67 Haare der heiligen Jungfrau. Es ward eine Höhlung in den Altar gemacht um die Kranken und Besessenen hineinzulegen, welche an den hohen Festtagen öfters dort vollkommen genasen.

Nach vielen auf einander folgenden Revolutionen in den andern Welttheilen, ward Klein=Burgund, das immer unter jenem Stamm gestanden, zum Königreich erhoben. Der König Rudolph und die Königin Bertha, deren Sattel und Grab wir zu Payerne

---

*) Der Thunsee wird von den Geschichtschreibern des 7. Jahrhunderts Lacus Vandalicus genannt.

gesehen haben, herrschten dort ungefähr im 10. Jahrhundert; aber die einfachen, religiösen Sitten, wodurch sie sich verewigten, wurden bald von Luxus und Lastern verdrängt. Das Gebiet, welches ihnen unterworfen war, nahm unter ihren Nachfolgern den Namen: „Zur goldnen Lust" an, und das Schloß Spietz, welches sie am Ufer des Sees bauen ließen, ward „goldener Hof" genannt. Endlich stiegen Laster und Ausschweifungen so hoch in diesem kleinen Königreiche, daß sie die göttliche Barmherzigkeit ermüdeten, und daß ihr Untergang beschlossen ward. Als nun Ulrich, der letzte Herr dieses Stammes, an seinem Hochzeittage seinen ganzen Hofstaat zu einer Spazierfahrt auf dem See eingeladen hatte, erregte Gott einen Sturm, und durch einen einzigen Windstoß ward die kleine Flotte versenkt. Einen Augenblick war der See mit Blumen und Diamanten überdeckt, darauf ging Alles unter, ohne daß einer der Gäste des Todtenmahles Gnade vor seinem Richter fand.

An demselben Tag verschwanden gleichfalls das Wagenrad und die 67 Haare der heiligen Jungfrau, und man hörte nie mehr davon. Eine Inschrift, die in den Felsen gegraben ist, zeigt die Stelle des Sees an, wo dieses Ereigniß sich zutrug.

Während einer der Passagiere uns diese traurige Geschichte erzählte, schien der Himmel ein ähnliches Wunder vorzubereiten, wie dasjenige war, was dem königlichen Geschlechte von Stratlingen den Untergang

brachte. Der Tag hatte sich verdunkelt, die Wolken senkten sich nach und nach und entzogen uns die weißen Gipfel der Blümlisalp und der Jungfrau; sie breiteten sich darauf über die weniger hohe Bergkette, welche die zweite Schicht des Gemäldes ausmachte, und verliehen ihnen den sonderbarsten und auffallendsten Anblick; besonders der Niesen, diese herrliche Pyramide, die sich in so schöner Proportion 3000 Fuß hoch erhebt, schien sich gefällig dem phantastischen Spiel dieser Launen der Kinder der Luft hinzugeben. Erst kam eine Wolke, die, von dem spitzen Gipfel aufgehalten, sich fest daran setzte, auf seinen breiten Schultern sich ausdehnte und die wallende Gestalt einer Perücke aus den Zeiten Ludwigs XIV. annahm; darauf, sich nach unten im Kreise ausbreitend, wand sie sich um seine Brust herum wie eine Cravate. Diese transparente Masse ward immer dichter, senkte sich nach und nach, nahm gänzlich den Kopf des Niesen weg und machte aus seinem mächtigen Fuße einen Tisch, auf welchem ein Tuch gedeckt schien für ein Gastmahl, zu dem Micromegas den Gargantua eingeladen hätte.

Ich war sehr beschäftigt mit allen diesen Beobachtungen, als eine Art von Föhn, der die Erde zu kehren schien, aus dem Thale auf uns zu kam, weit schneller als ein Pferd in vollem Laufe. Der Schneestaub, den er von den Bergen mitbrachte, ließ ihn deutlich bemerken; ich machte unsern Steuermann dar-

auf aufmerksam, er antwortete ganz kurz und ohne sich umzusehen, weil er bloß mit dem Steuer beschäftigt war: Ja, ja, ich seh' ihn wohl, und ich versichere Ihnen, er giebt uns was zu thun, wenn wir nicht Zeit genug behalten uns hinter diese Felsen zu machen. Auf, auf, Kinder, schrie er den Ruderern zu, zwei Mann an jedes Ruder, und rasch gerudert! Die Leute gehorchten sogleich, und unser kleines Fahrzeug durchschnitt die Oberfläche des Sees wie eine Schwalbe, die mit den Spitzen ihrer Flügel das Wasser berührt.

Jetzt kam der erste Windstoß als Bote des Sturms, der immer näher rückte, fuhr über uns hin und nahm den Hut des Steuermanns mit; der war dabei so gleichgültig, daß ich glaubte, er habe es nicht bemerkt. — Heh! sagte ich, und zeigte auf den Hut, der auf dem See, wie ein verlassenes Schiff, einherschwamm, seht ihr denn nicht?

Ja, ja! erwiederte er ohne hinzusehen.

Nun! euer Hut?

Die Administration giebt mir einen andern, wir haben unsern Handel so gemacht; sonst könnte ich mit meinem Gehalt nicht auskommen. Dies ist schon der fünfte dieses Jahr.

Ja so; nun dann, glückliche Reise!

Itzt schlug der Hut, der wahrscheinlich Wasser im Kiel gezogen hatte, um und verschwand.

Während ich dem Scheitern des armen Filzes zusah, merkte ich, daß das Fahrzeug langsamer ging; ich sah mich also um; zwei von den Ruderern hatten das Ruder verlassen und waren beschäftigt eilig das Tuch, welches über die Barke gespannt war, zusammenzurollen; unsere Damen erhoben ein Geschrei, denn sie hatten darauf gerechnet sich darunter vor dem herankommenden Regen zu schützen. — Soll es Ihnen auch so gehen wie meinem Hut? fragt sie der Steuermann. — Nein, nein! — Nun so lassen Sie uns nur machen und seyn Sie ganz ruhig.

Es war wirklich augenscheinlich, daß wir nicht Zeit genug hatten den Schutz hinter den Felsen zu erreichen, obgleich wir nur noch 50 Schritte davon entfernt waren; der Wind ging schneller als wir, und ein scharfes Sausen meldete seine Ankunft mit den ersten mit Schnee vermischten Stößen. In dem Augenblick tanzte unser Schiffchen auf dem Wasser wie ein Stein, den Kinder über das Wasser wegspringen lassen; wir waren mitten in dem Orkan, und unser kleiner Ocean gab sich das Ansehn eines Seesturms.

Die Sache war indessen ernsthafter, als wir anfangs geglaubt hatten; grade an der Stelle, wo wir uns befanden, war im letzten Winter ein mit Holz beladenes Schiff untergegangen, und die Schiffer konnten sich nur dadurch retten, daß sie auf die Pyramide stiegen, welche ihre Ladung gebildet hatte; hier hatten

sie die Nacht zugebracht, und den andern Morgen war ihre Pyramide durch das Eis, das sich die Nacht da herum festgesetzt hatte, wie eine kleine Polarinsel. In dieser Lage blieben sie 24 Stunden, bis endlich andere Schiffer ihnen zu Hülfe kamen.

Wir hatten aber nicht einmal diese Aussicht zur Rettung; das ließ der Steuermann mir auch ganz deutlich merken, da er mich fragte, ob ich schwimmen könne? Ich verstand ihn vollkommen, und unter dem Vorwande, meinen Kittel nicht naß zu machen, in dem ich wie in einem Futteral steckte, machte ich mich auf jeden Fall bereit.

Wir kamen indessen mit der bloßen Furcht davon; unser Fahrzeug, das der Wind immer so trieb, als ob er es umkehren wolle, fuhr queer über den ganzen See und landete glücklich an der Nasenspitze unter der Grotte des heiligen Beatus.

Als wir ans Land stiegen, dankte ich dem Sturm, statt zu grollen; er verschaffte mir ja Gelegenheit eine Pilgerfahrt zur heil. Beatus-Höhle zu machen, die ich sonst wohl nicht Gelegenheit gehabt hätte zu besehen. Ich bezahlte daher meine Ueberfahrt und erklärte, da ich nur noch $1\frac{1}{2}$ Stunden bis Neuhaus hätte, wo man immer Fuhrwerk nach Interlaken trifft, wolle ich den kurzen Weg zu Fuß machen.

Der Sturm wüthete noch eine halbe Stunde, während der wir in einer am Ufer gebauten Hütte Schutz

funden. Nachher hellte das Wetter sich aus, der See hörte auf zu kochen, und unser Fahrzeug fuhr wieder ab. Ich fing meine Bergreise an in Begleitung eines Jungen, der sich mir zum Wegweiser anbot.

Von diesem erfuhr ich unterweges, daß die Grotte, die wir besuchen wollten, dem heil. Beatus, der sich im 3. Jahrhunderte dort angesiedelt, zur Wohnung gedient habe. Er selbst hatte sie einem Drachen abgenommen, der darin hausete, und dem er befahl ihm diesen Platz zu räumen; das gehorsame Thier that es auch sogleich. Die Legende sagt, der heil. Beatus sei ein geborner Engländer von vornehmer Familie gewesen. Ehe er sich bekehrte und in Rom, unter dem Kaiser Claudius, taufen ließ, nannte er sich Sueton; aus dieser Stadt reiste er mit seinem Gefährten, der auch seinen Namen Achates in Justus verwandelt hatte, um das Christenthum in Helvetien zu predigen. Er machte viele neue Christen, deren Anzahl noch durch ein Wunder vermehrt ward. Fährleute weigerten sich einst den heil. Beatus über den See zu setzen nach dem Dorfe Einigen, wo er von einer großen Menge Volks erwartet ward; er breitete also seinen Mantel über den See, trat darauf und machte auf diesem schwachen Fahrzeuge die zwei Stunden bis zu dem Dorfe. Von der Zeit an folgte der ganze Bezirk dem Worte des Mannes, dessen himmlische Sendung sich so wunderbar kund gethan hatte.

Es ist, als ob der Heilige hätte diesen Weg zu der

Grotte als eine Anspielung auf den Himmelsweg wählen wollen, denn dieser ist, unterbrochen von zahlreichen Wasserrissen, nicht leichter zu ersteigen als jener. Mein kleiner, ehrlicher Führer zeigte mir einen davon, den die Einwohner Flocksgraben nennen, und erzählte dabei, daß vor einigen Jahren ein Reisender bei Nacht mit seinem Pferde da hinein gestürzt wäre. Der Unglückliche zerbrach beide Beine bei diesem Sturz und schrie so stark, daß man ihn auf der anderen Seite des Sees hörte, obgleich die Entfernung eine Stunde beträgt. In der Erwartung der Hülfe und sterbend vor Durst, wie dies fast gewöhnlich bei Brüchen der Fall ist, und da er sich nicht von der Stelle bewegen konnte, hatte er das Ende seines Mantels in den Bach getaucht, der unter ihm weglief, und daran gesogen, um auf diese Weise sein dringendstes Bedürfniß zu befriedigen.

Indessen kamen wir ohne ähnlichen Unfall bis an die Oeffnung der Grotte, oder vielmehr der Grotten, denn die Höhle hat zwei Mündungen. Aus dem niedrigsten dieser beiden Gewölbe fließt die Quelle des Beatenbachs, der murmelnd zwischen den Felsen hinläuft. Am Ufer dieses Bachs starb der Heilige in einem Alter von 98 Jahren; sein Schädel ward in der benachbarten Höhle aufbewahrt und bis 1528 der Verehrung der Gläubigen dargeboten; um diese Zeit kamen zwei Abgesandte des großen Raths von Bern, das sich eben zur Reformation bekannt hatte, nahmen diese

Reliquie weg und ließen sie in Interlaken begraben. Da aber die Katholiken nichtsdestoweniger ihre Pilgerfahrt nach der Grotte fortsetzten, so ward der Eingang 1566 zugemauert; später ist er wieder geöffnet worden. Diese Wölbung kann ungefähr 30 Fuß tief und 40—43 Fuß breit seyn. Die Grotte des Baches, obgleich weniger verehrt, ist doch merkwürdiger; die Bögen, durch welche der Strom kömmt, sind, wiewohl sie immer niedriger werden, 600—630 Fuß weit gangbar. Wir hatten uns gar nicht darauf eingerichtet uns in diesen Schlund zu wagen, und wenn wir es auch gethan hätten, es wäre doch bald unmöglich geworden.

Kaum hatten wir die Oeffnung der Grotte besehen, als es mir schien, daß das Geräusch, welches man in der Tiefe hörte, nach und nach stärker werde. Ich machte meinen kleinen Wegweiser darauf aufmerksam, er horchte auch; darauf, ohne ein Wort weiter zu sagen als: „das ist die Heerschau von Seefeld, machen Sie, daß wir fortkommen!“ fing er aus Leibeskräften an zu laufen. Ich wußte nicht, was die Revue von Seefeld bedeute; allein er lief so ernsthaft, daß ich hinter ihm her zu laufen anfing, ohne zu wissen, wohin und warum. Nun stand er still, und ich auch. Wir sahen uns einander an, und er fing an zu lachen.

Ich glaubte, der Schlingel hätte mich zum Besten gehabt, und wollte ihn eben bei den Ohren zausen um

ihm zu zeigen, daß ich keinen Geschmack an solchen Späßen fände, als er mit der Hand nach der Höhle hinzeigte und rief: Sehen Sie, sehen Sie!

Ich wandte die Augen dahin und war Zeuge eines Phänomens, das mir sehr erklärlich schien: der Schlund der Grotte war fast ganz von dem wohl dreimal stärkeren Strom angefüllt. Dies war das Geräusch, welches wir gehört hatten, und das von seinem Zuströmen verursacht wurde. Diese Vermehrung entstand durch das Wasser des Gewitters, welches durch die Spalten dieser Felsen durchgesickert war und das Quellwasser angeschwellt hatte; wären wir noch hundert Schritte weiter in die Höhle gegangen, so hätten wir keine Zeit gehabt zu entfliehen. — Was den Namen Heerschau von Seefeld betrifft, mit dem man diese Erscheinung bezeichnet, die sich bei jedem Gewitter erneuert, so erklärte mir mein Führer, daß er von der Weide käme auf dem Gipfel des Berges, die man Seefeld nennt, und von der Aehnlichkeit des Geräusches, das er hervorbringt, mit dem von Musketen- und Kanonenfeuer. Er versicherte, daß dies Knallen zwei Stunden weit zu hören sei.

Nach dieser Erklärung nahmen wir von der Beatenhöhle Abschied und machten uns auf den Weg nach Neuhaus, wo wir gesund und wohlbehalten ankamen, und wo ich einen kleinen Wagen bekam, der mich für 1 Frank 30 Centimen nach Interlaken brachte. Dort

fand ich unsere Passagiere, die sich noch nicht ganz von ihrem Schreck erholt hatten und sich eben zu Tische setzen wollten. Einer der Gesellschaft indessen fehlte, als er gerufen ward: der arme Teufel hatte eine solche Angst ausgestanden, daß er, als er ans Land stieg, ein Fieber bekam, an dem er noch daniederlag, als ich nach fünf Tagen von meiner Bergreise zurückkehrte.

Zweiter Ausflug ins Oberland.

Das
Thal von Lauterbrunnen.

Ich habe schon, wie ich glaube, bei der Erwähnung meiner Ankunft zu Thun bemerkt, daß dort das Oberland anfängt; ich will also nur noch Etwas über die Bedeutung des Wortes und über das Land selbst hier sagen.

Oberland bedeutet das obere Land. Es ist für Bern das, was Dieppe für Paris ist: der Wallfahrtsort der Bürger. Familien bereden sich schon zwei Jahre vorher die Gletscher zu besuchen, wie man in der rue Saint-Martin oder Saint-Dénis schon zwei Jahre vorher sich darauf freut die See zu sehen. Der Ruf dieses schönen Landes erstreckt sich übrigens weit über die Schweiz hinaus. Es kommen von London Engländer, aus Paris Franzosen, um das Oberland, Nichts weiter, zu sehen, und welche, wenn sie ungefähr acht Tage in den Bergen umhergeschweift haben, zurückkehren

und glauben alles Sehenswerthe in der Schweiz besucht zu haben. Freilich ist diese Gegend, wenn auch nicht die merkwürdigste, doch die herrlichste.

Interlaken ist, vermöge seiner Lage, der Vereinigungspunct aller Reisenden, die entweder besehen wollen oder besehen haben. Nicht selten finden sich an dem nämlichen Tische Repräsentanten von zehn verschiedenen Nationen; auch ist die Unterhaltung bei Tafel ein solches Kauderwälsch durch einander, daß es wohl Jedem schwer werden würde einige zusammenhängende Worte zu verstehen; man kann daselbst in vierzehn Tagen seine Muttersprache verlernen.

Hier wird es auch schon schwieriger sich mit den Führern zu verständigen; sehr wenige sprechen auch nur leidlich Französisch. Der Führer, den der Wirth mir gegeben hatte, gab mir während der fünf Tage, die er mit mir war, vollkommene Gelegenheit das Schweizerische zu studiren.

Die Anstalten zur Reise hatten uns den ganzen Vormittag aufgehalten, daher wir nur erst um 1 Uhr Nachmittags fortkommen konnten.

Wir waren aufmerksam gemacht worden, wenn wir durch Mattin, ein kleines Dorf eine Viertelstunde von Interlaken, gingen, nicht zu vergessen die gemalten Fensterscheiben in einem gewissen Privathause zu besehen, die schon seit 300 Jahren da sind. Eine dieser Scheiben schien mir zu merkwürdig, als daß ich den Eigenthümer nicht um Erklärung hätte bitten sollen.

Auf derselben ist ein Bär mit einer Keule, der zwei Rüben in seinem Gürtel und eine dito in der Pfote hat. Dieses Gemälde bezieht sich auf folgende Sage:

Im Jahre 1230 ließ der Kaiser von Deutschland einen Kriegsaufruf an seine Völker im Oberland ergehen und befahl ihnen, so viel Mannschaft, als sie aufbringen könnten, bewaffnet zu seinem Heere stoßen zu lassen. Drei sehr starke, kräftige Riesen waren damals im Iseltwald, am Ufer des brienzer Sees; sie brachten ihre Tage mit Jagen zu und kleideten sich in die Felle der Bären, die sie in ihren Armen erdrückten. Das Volk von Oberland glaubte sein Contingent vollkommen zu stellen, wenn es diese drei Männer schickte.

Als der Kaiser sie ankommen sah, ward er sehr zornig, weil er auf größeren Succurs gerechnet hatte; die drei Männer waren auch nicht einmal bewaffnet.

Die drei Riesen sagten dem Kaiser, er möge sich nicht wegen ihrer geringen Anzahl beunruhigen; sie versprächen ihm ihrer Drei eben so viele Dienste zu leisten wie ein ganzes Heer; ihre Waffen würde schon der erste beste Wald ihnen liefern.

Eine Stunde vor dem Kampfe gingen sie in ein Holz nahe am Schlachtfelde und hieben jeder eine Buche ab, die sie der Aeste beraubten; daraus machten sie sich Keulen und stellten sich damit, einer an den rechten, der andere an den linken Flügel, und der dritte mitten vor die Schlachtlinie. Der Erfolg der Schlacht bewies, daß sie nicht zu viel versprochen hat-

ten: ihre ungeheuern Keulen richteten eine solche Verheerung in den feindlichen Reihen an, daß der Sieg bald entschieden ward. Der dankbare Kaiser sprach darauf zu ihnen: Fordert, was Ihr verlangt, und Ihr sollt es haben. Die drei Riesen berathschlagten nun mit einander, und der Aelteste nahm das Wort: Wir verlangen weiter nichts von Ew. kaiserlichen Majestät, als daß sie uns erlaube in den Pflanzungen von Boningen, auf dem Gebiet Ew. Majestät, jedesmal, wenn wir lustwandeln am Ufer des Sees und Durst bekommen, drei Rüben zu nehmen, wovon wir eine in der Hand tragen, die andern beiden in den Gürtel stecken dürfen.

Der Kaiser gewährte ihre Bitte. Die drei Riesen kamen freudig nach Iseltwald zurück, wo sie ihr ganzes Leben lang sich das Vorrecht, kaiserliche Rüben zu essen, zu Nutze machten.

Eine Viertelstunde hinter Mattin, rechts von der Straße, sind die Ruinen des Schlosses von Unspunnen, fast ganz eingestürzt: es gehörte ehemals einem Herrn dieses Namens, der bei dem Rath von Bern sehr in Ansehen stand. Er hatte sich mehrere Male bei dem alten Walter von Wattenschwyl verwendet, um das Thal von Oberhasli, wovon jener unabhängiger Herr war, mit dem Gebiet der Stadt zu vereinigen. Während der Herr von Unspunnen sich hiemit beschäftigte, sah der junge Walter dessen Tochter, verliebte sich in

sie und machte nun seinerseits bei seinem Vater einen letzten Versuch, der keinen bessern Erfolg hatte als die andern. Der Herr von Unspunnen ward wüthend und verbot den jungen Leuten sich zu sehen; allein die Liebenden kümmerten sich wenig um die Streitigkeiten ihrer Väter; sie verschwanden eines Tages mit einander und überließen es den beiden Alten, ihre Angelegenheiten und die der Stadt Bern mit einander auszumachen.

Nach einem Jahre starb der alte Walter.

Eines Abends, als der Schloßherr von Unspunnen einsam und traurig den Verlust seiner einzigen Tochter beweinte, baten zwei Pilgrime, die von Rom kamen, an der Thüre seines Schlosses um Aufnahme; er ließ sie ein. Beide traten auf ihn zu, knieten nieder, hoben ihre Kappen auf und baten um seinen väterlichen Segen, das Einzige, was noch ihrer Ehe fehlte. Der Greis wollte es anfangs abschlagen; da zogen sie aber aus ihren Busen zwei Schreiben hervor und reichten sie ihm hin: das eine enthielt die päpstliche Dispensation, das andere war ein Schenkungsbrief, der dem Kanton Bern das Thal Oberhasli zusicherte. Der Greis konnte diesem doppelten Angriffe nicht widerstehen; auch hatten die Flüchtlinge ihm zu viel Leiden verursacht, als daß er ihnen nicht hätte verzeihen sollen.

Nach einer halben Stunde Weges kamen wir über den Bach von Saxeten auf den Trümmern seiner Brücke, welche das Gewitter in voriger Nacht zerrissen hatte.

Darauf traten wir in das Thal von Lauterbrunnen und gingen die Lutschine aufwärts.

Das kleine Thal von Lauterbrunnen ist gewiß eins der reizendsten in der Schweiz; nirgends läßt sich diese warme und so üppige Vegetation am Fuße der Berge besser bemerken als hier. Allenthalben, wo nur ein Fleckchen Erde ist, ruft ein Samenkörnchen, das von den Bäumen fällt, sogleich: dieses Fleckchen ist mein, und nimmt es in Besitz. Rollt ein nackter, dürrer Fels von den Bergen herab, so ist er kaum in das Thal gekommen, als der Staub ihn bedeckt, und der Regen diesen auf ihm befestigt. Bald grünt darauf etwas Moos, eine Eichel fällt dahin, das kleine Bäumchen keimt, streckt seine tausend kriechenden Wurzeln aus, welche sich in den sonderbaren Krümmungen des Felsens hinziehen, bis sie endlich die Erde berühren. Dann ist die Steinmasse auf Jahrhunderte gefangen; die Eiche, die nun ihre Nahrung aus der allgemeinen Mutter zieht, pflanzt sich gebieterisch darauf, wie die Kralle eines Adlers auf einen Kiesel, entwickelt sich von Tag zu Tag und wächst von Jahr zu Jahr, so daß dereinst nur der Zorn der Gottheit diesen Riesen entwurzeln kann.

Nachdem wir ungefähr eine halbe Stunde in dieser Landschaft gewandelt waren, die die Natur schon mit den reizendsten Tinten schmückt, welche noch ein erhöhtes Leben gewinnen durch die Schatten und Lichter, die Sonne und Wolken auf die verschiedenen Partien

werfen, kamen wir an den Bruder=Felsen, über den die Rother=Fluh vorragt. Auf diesem spitzen rothen Felsen, wie es schon sein Name angiebt, stand ehemals ein festes Schloß, das zwei Brüdern, Ulrich und Rudolph, gehörte. Die Liebe zu einer Frau veruneinigte sie. Rudolph, der sich verschmäht sah, verbarg seinen Schmerz und seinen Haß eine Zeit lang. Am Tage vor der festgesetzten Vermählung schlug er dem Verlobten eine Jagd in den Bergen vor; dieser nahm, arglos, seines Bruders Vorschlag an und ging mit ihm. Als sie an den Fuß des besagten Felsens kamen und Alles umher einsam und still war, stieß Rudolph seinem Bruder einen Dolch ins Herz, und Ulrich sank hin.

Darauf zog er aus dem Gebüsche eine Hacke hervor, welche er den vorigen Tag da versteckt hatte, machte eine Grube, legte sein Opfer hinein, bedeckte es mit Erde und ging, als er bemerkte, daß er blutig war, an die Lutschine, die einige Schritte weit von dem Felsen fließt.

Nachdem die Blutflecke von seinem Gewande abgewaschen waren, stand er auf und warf einen letzten Blick auf den Schauplatz seines Mordes, um sich zu überzeugen, daß ihn nichts verrathen könne. Ulrich's Leichnam, den er eben verscharrt hatte, lag auf dem Sande. Rudolph grub wieder ein Loch und warf seinen Bruder hinein; aber er bemerkte, daß, so wie er die Erde darauf schüttete, die Blutflecke auf seinem

Kleide wieder erschienen. Sobald die Grube gefüllt war, war er ganz mit Blut bedeckt.

Rudolph ward nun an sich selbst irre und ging wieder zu dem Flusse, dessen helles Wasser so bald die schrecklichen Spuren hatte verschwinden lassen; darauf, indem er sich fast wahnsinnig gegen den Felsen wandte, stieß er einen schrecklichen Schrei aus und entfloh; das Grab hatte wiederum den Leichnam ausgeworfen.

Am Abend fanden Ulrich's Leute den Leichnam ihres Herrn und trugen ihn ins Schloß. Rudolph wagte nirgends einzusprechen und starb vor Hunger in den Gebirgen.

Eine in den Fels gegrabene Inschrift bestätiget die Wahrheit dieser Thatsache, doch ohne die näheren Umstände, die vielleicht dem ernsthaften Geschichtschreiber, der diese Inschrift machen ließ, zu kleinlich schienen, anzugeben. Die Inschrift lautet:

Hier ward der Baron von Rothenfluh
von seinem Bruder ermordet; zur Flucht
gezwungen, endete der Mörder sein Leben
in Elend und Verzweiflung, und war der
Letzte seines ehemals so reichen und mächtigen Geschlechtes.

Fast gerade den Ruinen des Schlosses Rothenfluh gegenüber an der andern Seite des Thals, und gleichsam wie ein daranhängender Koloß, erhebt sich die Scheinige-Platte; dies ist ein Berg, dessen rother abgerundeter Gipfel Spuren der ersten Gewässer trägt.

Von der Spitze dieses Felsens, welcher sich ungefähr 3000 Fuß über das Thal erhebt, ward ein Gemsenjäger von dem Berggeiste hinabgestürzt. Seine Geschichte erzählte mein Führer in einer Weise, die ein sonderbares Gemisch von Glauben und Zweifeln darbot. Dieser Jäger, welcher seinem Handwerk mit allem Eifer oblag, den die Bewohner der Berge gewöhnlich für diese Jagd zeigen, war ein armer Teufel, welchen anfangs das Elend zu diesem Handwerke getrieben, welches ihm nachher Bedürfniß ward. Seine Geschicklichkeit war bekannt, und sein Ruf erstreckte sich von einer Grenze des Oberlandes bis zur andern. Eines Tages, als er eine trächtige Gemsziege verfolgte, und das arme Thier nicht über einen Abgrund hinüber konnte, den es zu jeder andern Zeit leicht übersprungen hätte, vor und hinter sich den Tod, legte sich dasselbe am Rande des Abgrundes nieder und fing an zu weinen, wie ein Hirsch in den letzten Zügen. Der Anblick der Angst dieser armen Mutter rührte den wilden Jäger nicht, er spannte seinen Bogen, nahm einen Pfeil aus seinem Köcher und machte sich bereit sie zu erlegen; als er aber jetzt sein Auge nach der Stelle hinwandte, wo er sie im Augenblick allein gesehen hatte, erblickte er einen sitzenden Greis, und zu dessen Füßen die keuchende Geis, welche ihm die Hand leckte; dieser Greis war der Berggeist. Der Jäger senkte bei diesem Anblick seinen Bogen, und der Greis sprach:

Ihr Männer des Thals, welchen Gott alle rei=

chen Geschenke der Ebene gab, warum quält ihr so die Bewohner der Gebirge? Ich komme nicht zu euch hinab, um die Hühner aus euren Höfen und die Ochsen aus euren Ställen mitzunehmen. Warum steigt ihr denn zu mir herauf, um die Gemsen meiner Felsen und die Adler meiner Wolken zu tödten?

Weil Gott mich arm werden ließ, antwortete der Jäger, und weil er mir nichts von dem gab, was er anderen Menschen ertheilte, ausgenommen den Hunger. Da ich also weder Hühner noch Kühe hatte, suchte ich die Eier des Adlers in seinem Horste und die Gemse in ihrem Zufluchtsort. Der Adler und die Gemse finden Nahrung in den Gebirgen; ich, ich kann die Meinige nicht finden in dem Thale.

Der Greis ward nachdenkend, darauf winkte er den Jäger zu sich und melkte die Gemse in einen kleinen hölzernen Napf, die Milch gerann darin gleich zu Käse, der Greis gab ihn dem Jäger.

Da, sagte er, hast Du künftig Deinen Hunger zu stillen; mein Schweiß giebt Wasser genug dem Thale, davon kannst Du Dir Deinen Theil nehmen. Dieser Käse wird immer in Deiner Tasche oder in Deinem Schranke seyn, wenn Du ihn nur nie ganz verzehrst, ich schenke ihn Dir unter der Bedingung, daß Du künftig meine Gemsen und meine Adler in Ruhe läßt. Der Jäger versprach seine Beschäftigung aufzugeben, stieg in die Ebene hinab, hing seinen Bogen an den Haken und lebte ein ganzes Jahr von

dem wunderbaren Käse, der bei jeder Mahlzeit sich wieder ergänzt hatte.

Die muntern Gemsen hatten wieder Zutrauen zu den Menschen gefaßt, sie kamen herab in das Thal; man sah sie lieblich mit den Ziegen springen, die an den Bergen kletterten.

Eines Abends stand der Jäger an seinem Fenster, eine Gemse kam so nahe heran, daß er sie erlegen konnte ohne aus seinem Hause zu treten; diese Versuchung war zu stark, er nahm seinen Bogen von der Wand, vergaß sein dem Geiste gegebenes Versprechen, zielte mit gewohnter Geschicklichkeit auf das Thier, das ganz arglos sich näherte, und schoß es.

Nun sprang er eilig hinaus, lud es auf, eilte damit in sein Haus zurück und bereitete sich ein leckeres Mahl.

Als er gegessen hatte, dachte er an seinen Käse, der diesmal ihm als Nachtisch dienen sollte; er trat zu seinem Schranke, öffnete ihn; es kam eine große, schwarze Katze heraus, mit Augen und Händen wie ein Mensch, sie hielt den Käse im Maule und sprang damit zum offenen Fenster hinaus.

Der Jäger machte sich wenig daraus, die Gemsen waren im Thale so häufig geworden, daß er ein ganzes Jahr lang nicht nöthig hatte sie in den Bergen zu suchen; doch nach und nach wurden sie scheu und seltener, und endlich verschwanden sie ganz aus dem Thale. Der Jäger hatte den Greis gänzlich

vergessen und fing seine alten Streifereien in den Felsen und Gletschern wieder an.

Eines Tages war er gerade zu derselben Stelle gekommen, wo er vor drei Jahren die trächtige Gemse gejagt hatte. Er schlug an den Busch, aus dem er sie aufgescheucht hatte; ein Gemsbock sprang auf, der Jäger zielte, und das verwundete Thier fiel an den Rand des Abgrundes hin, wo der Greis erschienen war.

Schnell lief der Jäger nach, allein er kam zu spät, das Thier hatte in den letzten Zuckungen sich so nahe an den Rand geschleppt, daß es den Felsen hinabstürzte.

Nun bog er sich vor um zu sehen, wo die Gemse hingefallen sei. Der Berggeist saß unten in dem Schlund, ihre Augen begegneten sich, und der Jäger konnte seinen Blick nicht von dem Geist wenden.

Ein außerordentlicher Schwindel befiel ihn, er wollte zurück und konnte nicht. Der Greis rief ihn dreimal bei seinem Namen; bei dem dritten Male stieß der Jäger einen Angstschrei aus, der im ganzen Thale wiederhallte, und stürzte in den Abgrund.

Ich habe den kleinen Fluß, der längs dem Wege nach Lauterbrunnen fließt, Lutschine genannt; dies ist ein Irrthum, es sollte heißen, die zwei Lutschinen; denn ungefähr 1000 Schritte weiter aufwärts an den beiden genannten Bergen vereinigen sie sich am Fuße

der Hunnenfluh; die schwarze Lutschine *) kömmt von dem Gletscher des Grindelwald, die weiße von dem des Tschingel. Eine Strecke lang fließen beide neben einander in einem Bette, ohne daß sich ihre Wasser vermischen, sie behalten an jedem Ufer des Flusses ihre eigenthümliche Farbe, der eine gypsfarbig, der andere aschgrau. Da wo der Weg mit dem Strome sich gabelförmig theilt, läuft er längs jedem Ufer, der eine nach Lauterbrunnen, der andere nach dem Grindelwald.

Wir gingen an der weißen Lutschine fort und nach einer Stunde kamen wir an das Wirthshaus zu Lauterbrunnen.

Wir benutzten die halbe Stunde, während welcher der Wirth unser Essen zubereiten wollte, den Staubbach zu besehen, einen der berühmtesten Wasserfälle in der Schweiz.

Von Weitem schon hatten wir diese riesenhafte Säule erblickt, die einer Wasserhose ähnlich ist und 900 Fuß hoch senkrecht, obgleich durch den Druck der oberen Stürze etwas im Bogen, herabfällt. Wir traten so nahe als möglich heran, das heißt, bis an den Rand des Beckens, das sie sich ausgehöhlt hat in

*) Die schwarze Lutschine hat den Namen, weil sie, am Fuße des Wetterhorns hinfließend, dort einige Schieferthеilchen abspült und mitnimmt, wodurch ihr Wasser eine etwas dunkle Farbe erhält.

den Felsen, nicht durch die Gewalt, sondern durch das ununterbrochne Herabstürzen; denn diese Säule, die, wenn sie von dem Felsen stürzt, ganz dicht ist, wird, sobald sie unten anlangt, zu Staub. Man kann sich unmöglich etwas Reizenderes denken als die wallende Bewegung dieser majestätischen Cascade; eine sich biegende Palme, eine sich aufrollende Schlange haben keine schöneren Windungen. Bei jedem Winde wallt sie wie der Schweif eines riesenhaften Rosses, so daß von der ungeheuern Wassermasse, die herabstürzt, sich theilt, sich zersplittert, oft kaum einige Tropfen in das eigentliche Becken fallen. Der Wind führt das Uebrige fort über eine Viertelstunde weit auf die Bäume und die Blumen wie einen Thau von Diamanten. *)

Eben wegen der Zufälligkeiten, denen dieser herrliche Wasserfall unterworfen ist, werden auch zwei Reisende in einem Zwischenraum von zehn Minuten wohl selten die Cascade in derselben Art sehen; einen so großen Einfluß hat der abwechselnde Zug der Luft auf sie, und so leicht folgt sie jeder Bewegung derselben; nicht allein ihre Form, auch ihre Farbe verändert sich; jede Stunde kleidet sie sich in ein Gewand

---

*) Zwei große deutsche Dichter haben dieser wundervollen Cascade einige Verse gewidmet, Haller in der 30. Strophe seines Gedichtes über die Alpen, und Baggesen in der Einleitung zu dem 5. Gesange der Parthenais.

von anderem Stoffe, weil die Strahlen der Sonne mit unendlich verschiedenen Nüancen in dem nassen Staub und den funkelnden Wassertheilchen sich brechen. Bald strömt unvermuthet der Wind aus Süden (der Föhn), erfaßt die Cascade im Herunterstürzen, hält sie schwebend, drückt sie gegen ihren Ausfluß zurück und hemmt oft ganz ihren Fall; dann aber kömmt das Wasser schnell zurück und stürzt sich in das Thal brausender und reißender als vorher. Bisweilen auch brausen Windstöße von Norden, machen mit ihrem eisigen Hauche diese Schaumflocken gefrieren und verdichten sie zu Hagel. Nun kömmt der Winter, der Schnee fällt, hängt sich an die Wände des Felsens, von dem die Cascade hinabschwebt, sich mit Eis überzieht und täglich links und rechts größere Massen ansetzt, die endlich zwei ungeheure umgestürzte Säulen bilden, welche dem ersten Versuch eines kühnen Baues ähnlich sind, bei welchem das Fundament, in freier Luft, von oben nach unten gelegt werden sollte.

Dritter Ausflug ins Oberland.

Gang über die Wengeralp.

Am andern Morgen bei Tages Anbruch weckte uns ein Schweizerlied, welches unser Führer unter unserem Fenster jodelte.

Von Bern aus und mit dem ersten deutschen Worte, das wir hörten, hatten uns die diesem Lande so eigenen Volksgesänge begleitet. Man muß in Deutschland gereist seyn um sich einen Begriff zu machen, wie allgemein das musikalische Genie in diesem Lande ist. Die Kinder, eingewiegt mit diesen Volksliedern, lernen sie zugleich mit ihrer Muttersprache und lallen die Töne mit ihren ersten Worten; die Männer, ohne Methode und ohne Unterricht, setzen irgend ein Instrument an die Lippen und locken harmonische Töne heraus mit einem Zauber, der oft dem vollkommensten Künstler fehlt. Hier hört man nicht mehr die rauhen Gesänge der Kinder auf dem

platten Lande von Frankreich, noch das wilde Geschrei der Wegweiser in dem savoyischen Gebirge: dies sind Lieder, die einander antworten mit unendlichen Modulationen einiger einfachen Noten, rasch durchlaufene Octaven ohne Zwischenstimme, von sechs Personen gesungene Stücke, wo Jeder gleich die für ihn passende Stimme findet, sie in allen Modulationen durchführt, nach eigener Laune mit kleinen raschen, hellen Noten ausschmückt, und dies so, daß keine andere Gegend, ausgenommen Italien, doch im geringeren Grade, etwas Aehnliches darbietet.

Mein Führer glaubte, ich habe ihn nicht gehört, und fing ein neues Liedchen, einen Ton höher, an. Ich machte das Fenster auf und horchte ihm zu bis zu Ende.

Werden wir gut Wetter bekommen, Willer?

O, ja, sagte er; man hört die Murmelthiere pfeifen, das ist ein gut Zeichen. Wenn der Herr gleich aufbräche, so könnten wir doch gegen 3 Uhr nach Grindelwald kommen und heute noch den Gletscher besuchen.

Ich bin gleich fertig.

Ich brauchte auch wirklich nur meine Gamaschen anzuziehen und meinen Staubmantel überzuwerfen. An der Thür des Wirthshauses fand ich Willer, meinen Ränzel auf dem Rücken und meinen Stock in der Hand, den er mir hinreichte, und wir machten uns auf den Weg.

Ich fing nun also wieder mein Bergleben an; meine Wanderung eines Jägers, Künstlers und Dichters, mein Taschenbuch in der Tasche, die Büchse auf der Achsel, und meinen mit Eisen beschlagenen Stock in der Hand. — Reisen heißt Leben im vollsten Sinne des Wortes; man vergißt Vergangenheit und Zukunft über der Gegenwart, athmet aus voller Brust, genießt Alles, umfaßt die ganze Schöpfung wie sein Eigenthum; man sucht in der Erde Goldminen, denen noch Niemand nachgrub; in der Luft Wunder, die Niemand je gesehen; man geht hinter dem großen Haufen her und rafft im Grase die Diamanten und Perlen auf, die Jener, unwissend und sorglos, für Schneeflocken oder Thautropfen hielt.

Ja gewiß, was ich hier sage, ist wahr. Viele sind vor mir gereist, wo ich jetzt reise, und haben nicht das gesehen, was ich sah, und haben nicht die Sagen gehört, die man mir erzählte, sie hatten bei ihrer Heimkehr nicht die tausend poetischen Erinnerungen, die oft unter meinen Füßen aus dem Staube vergangener Jahrhunderte hervorsprangen.

Mir ward aber auch eine wundervolle Geduld diese geschichtlichen Nachforschungen anzustellen. Ich schlug in meinen Führern wie in alten Handschriften nach, glücklich, wenn diese lebendigen Ueberlieferungen der Vergangenheit meine Sprache redeten. Nicht eine Ruine trafen wir auf unserem Wege, auf deren Namen sie sich nicht besinnen mußten; kein Name, dessen

Bedeutung ich mir nicht von ihnen erklären ließ. Diese vielen Histörchen, für die man mir vielleicht Dank weiß, weil keine Geschichte sie erzählt, kein Reisebuch sie angiebt, sind mir alle mehr oder weniger poetisch erzählt worden von den Kindern dieser Gebirge, die mit ihnen in derselben Wiege lagen; sie hörten sie von ihren Vätern, die sie wieder von ihren Vorfahren erfuhren. Indessen werden sie sie doch vielleicht ihren Kindern nicht wiederholen; denn von Tage zu Tage macht das ungläubige Lächeln freigeistischer Reisenden, daß diese ungekünstelten Legenden, welche wie die Rosen der Alpen am Rande jedes Stroms, am Fuße jedes Gletschers blühen, auf ihren Lippen stocken.

Unglücklicher Weise für mich war bei der Besteigung der Wengeralp dergleichen nicht zu erwarten; wenn aber irgend etwas mich dafür entschädigen konnte, so war es gewiß die wunderschöne Aussicht, die vor uns sich ausdehnte, so wie wir höher hinaufstiegen. Unter unsern Füßen das Thal von Lauterbrunnen, grün wie Smaragd, mit seinen über den Rasen hin zerstreuten Häusern; vor uns der majestätische Staubbach, von dem wir den oberen Fall sahen; er verdiente den Namen Wasserstaub, so sehr glich er einem schwankenden Dampfe; links das Thal in einer Entfernung von zwei bis drei Stunden durch den schneebedeckten Berg verschlossen, von dem der Staubbach herabstürzt, als ob dort die Welt ihr Ende hätte; rechts das Thal, durch das wir gegangen wa-

ren, in gerader Linie in seiner ganzen Ausdehnung, und wenn man zurückblickt, längs der Lutschine, bis zum Dorfe Interlaken, durch diesen reinen, blauen Himmel, der nur in den Bergländern heimisch ist, da sieht man Häuser und Bäume, wie wenn Kinder aus ihren Spielschachteln Gärten und Dörfer auf dem Tische bauen.

Nach einer Stunde machten wir Halt, um unsere Bewunderung durch ein solides Frühstück etwas abzuspannen; das war leicht zu erlangen. Ein Felsenvorsprung bot uns einen Tisch, eine Quelle ihr eiskaltes Wasser und ein Nußbaum seinen Schatten. Wir holten unsern Vorrath aus dem Tornister hervor, und ich sah auf den ersten Blick mit Vergnügen, daß Willer, was die Vorsorge betraf, wirklich verdiene für die ganze übrige Reise zum Proviantcommissär unserer kleinen Caravane gemacht zu werden.

Ein neuer Ruhepunkt ungefähr eine Stunde weiter brachte uns an den ersten Gipfel der Wengeralp, ein steiler Gipfel, zu dem man nur auf einem im Zickzack eingehauenen Wege gelangt. Befindet man sich einmal auf der Bergebene, dann ist es nicht mehr so abschüssig, der Weg wird bequemer, der Fußsteig führt nun ungefähr noch eine Stunde geradeaus, darauf trifft man eine Sennenhütte, wo man anhält, und hier steht man am Fuße der Jungfrau.

Ich weiß nicht, ob der Name Jungfrau, den man dem Berge giebt, den ich vor mir sah, für mich ei=

nen besondern Zauber hatte: aber gewiß, abgesehen von dem Grunde, warum er diesen Namen erhalten, paßt derselbe wunderbar zu seiner zierlichen Form und seiner jungfräulich reinweißen Farbe. In jedem Falle, und mitten in dieser Kette von Bergkolossen, schien sie mir die Beliebteste bei allen Reisenden und Bergleuten zu seyn. Mit einer lächelnden Miene zeigen die Führer zwei andere Berge, die auf ihren mächtigen Busen gepflanzt sind; die Geographen nennen sie Silberhörner, die natürlicheren Führer geben ihnen aber den Namen Brüste. Zwar zeigen sie zur Rechten das Finsteraarhorn, das höher ist als sie *), die Blümlisalp, an seinem Fuße weit stärker; immer aber kommen sie auf die Jungfrau der Alpen zurück, sie ist die Königin ihrer Berge.

Den Namen Jungfrau erhielt dieser Berg, weil, so lange die Welt steht, noch kein erschaffenes Wesen je ihren Schneemantel beschmuzt hatte; nie der Fuß der Gemse noch die Kralle des Adlers in die Regionen sich wagte, wo sie ihr Haupt erhebt. Doch der Mensch beschloß sie um einen Ehrentitel zu bringen, den sie so lange und so strenge behauptete. Ein Gemsenjäger, Namens Poumann, that bei ihr das, was Balmat bei dem Mont-Blanc gethan hatte; nach mehreren vergeblichen und gefährlichen Versuchen erklet-

*) Er ist 13,284 Fuß hoch, die Jungfrau nur 12,872.

terte er endlich ihren höchsten Gipfel; und überrascht sahen eines Morgens die Bergbewohner eine rothe Fahne auf dem Haupte der Jungfrau, deren Rose gebrochen war. Seit der Zeit heißt sie auch nur schlechtweg Frau, sie hat kein Recht mehr auf den Titel Jungfrau; dies ist ein Schimpf, eben so als wenn von dem Haupte oder dem Sarge eines jungen Mädchens, das ihre Gespielinnen zum Altar oder zur Gruft geleiten, der Myrtenkranz abgerissen würde.

Auf die eine von den genannten Brüsten, nach dem Thale Lauterbrunnen zu, trug einst ein Lämmergeier ein Kind, das er in Grindelwald geraubt hatte, ohne daß die auf das Geschrei herbeieilenden Aeltern und andere Leute aus dem Dorfe es retten konnten.

Rechts von der Jungfrau erhebt sich das Wetterhorn; nicht etwa so genannt, weil es so alt wie die Welt ist, intacta aevis congenita mundo, sondern weil man die Witterung danach vorhersagt, je nachdem es mit Wolken umhüllt oder frei ist.

Links erstreckt sich auf einer Fläche von mehreren Stunden die Blümlisalp, deren Namen eben so bedeutend wie der des Wetterhorns und mir, so wie man ihn da sieht, noch schwieriger zu erklären schien; denn der Blumenberg ist gänzlich mit Schnee bedeckt. Ich wandte mich deshalb an meinen Willer: er gab mir folgende Erklärung des Namens.

Unsere Alpen, sagte er, waren nicht immer so wild, wie sie jetzt sind, die Verbrechen der Menschen

und die Strafe Gottes haben den Schnee auf unsere Berge und die Schneeberge in unsere Thäler herabkommen lassen; sonst weideten Heerden da, wo jetzt weder Gemsen noch Adler sich hinwagen. Damals war die Blümlisalp wie ihre Schwester und wahrscheinlich noch herrlicher als sie, weil sie allein unter ihnen den Namen Berg der Blumen verdiente. Ein Hirte, reich wie ein König, hatte dort seinen Sitz, er besaß eine kostbare Heerde: eine weiße Kuh besonders war der Gegenstand seiner Zuneigung. Für diesen Günstling hatte er einen Stall bauen lassen, schön wie ein Pallast, zu dem man hinaufstieg auf Stufen von Käse. An einem Winterabende besuchte ihn seine Mutter, eine arme Frau aus dem Thale; da er aber nicht die Vorwürfe hören wollte, die sie ihm wegen seiner Verschwendung machte, so sagte er ihr, daß er keinen Platz habe sie die Nacht zu beherbergen, sie müsse also wieder ins Thal hinuntergehen. Vergebens bat sie ihn um ein Plätzchen in der Küche oder im Stall seiner Kuh; er ließ sie von seinen Hirten hinauswerfen. Draußen wehte ein feuchter, eiskalter Wind, und der armen Frau in ihrer schlechten Kleidung ward die Kälte sehr beschwerlich. Sie begann in das Thal hinabzusteigen und forderte des Himmels Rache auf gegen ihren undankbaren Sohn. Kaum hatte sie diese Verwünschung ausgesprochen, als der Regen, der eben herabfiel, sich in dichten Schnee verwandelte, so daß, je weiter die Mutter hinabstieg, und hinter ihrem

schleppenden Gewande der Berg sich mit einem Leichentuche zu überziehen schien. Als sie ins Thal hinabkam, sank sie von Kälte, Hunger und Mattigkeit erschöpft nieder. Den andern Morgen fand man sie todt, und seit dieser Zeit ist der Berg der Blumen mit Schnee bedeckt.

Während mir Willer diese Erklärung gab, hörten wir wie ein Rollen des Donners, mit schrecklichem Krachen vermischt; ich glaubte, die Erde würde unter unseren Füßen bersten; verlegen sah ich meinen Führer an und fragte ihn: Was ist denn das?

Darauf zeigte er mit der Hand nach der Jungfrau und auf eine Art von silbernem beweglichem Bande, das sich an den Seiten des Berges hinabstürzte.

Ei, das ist ein Wasserfall.

Nein, sagte Willer, das ist eine Lawine.

Macht denn die ein so schreckliches Geräusch?

Ja, sie selbst.

Ich wollte ihm nicht glauben; es schien mir unmöglich, daß dieser Schneestrom, der von fern wie eine flatternde Florbinde aussah, einen so erschrecklichen Lärm machen könne. Ich sah mich allenthalben um, um die wahre Ursache aufzufinden; aber während dieser Zeit hörte der Lärm auf, und als ich wieder nach der Jungfrau hinsah, war der Wasserfall fort.

Willer sagte mir nun, ich sollte meine Flinte herunter nehmen und einmal in die Luft schießen; das that ich.

Der Knall, der mir anfangs schwächer schien als in der Ebene, prallte gegen den Berg und ward sogleich vom Echo zurückgeworfen; darauf, bei dem letzten Verhallen, entstand ein dumpfes, immer stärker werdendes Rollen, gleich dem, was wir eben gehört hatten. Willer zeigte mir nun am Fuße der einen Brust der Jungfrau eine andere plötzlich entstandene Cascade, und da das Geräusch sich gleich war, so mußte ich auch wohl an eine gleiche Ursache glauben.

Nun kam eine Art Bergzwerg, ein doppelter Cretin, auf uns zugelaufen, in den Händen eine kleine Kanone tragend; er stellte sie zu unseren Füßen hin, duckte sich dabei nieder und richtete sie mit einer Genauigkeit, als ob die Kugel eine Bresche in den Berg schlagen sollte; darauf hielt er ein Stückchen Schwamm an das Zündloch und blies so lange darauf, bis der Schuß losging. Sogleich erfolgte zum dritten Male dasselbe Ereigniß. Der arme kleine Teufel war so gelaufen, weil er meinen Schuß gehört hatte; er war seines Amtes ein Lawinenmacher, und da ich durch meinen Schuß mich selbst schon damit versorgt hatte, so fürchtete er, daß die Paar Kreuzer, die er für seine Artillerie von den Reisenden erhält, die über die Wengenalp gehen, ihm diesmal entgehen möchten; ich beruhigte ihn aber, indem ich ihm meinen Flintenschuß eben so bezahlte wie seinen Kanonenschuß.

Eine Stunde ungefähr verweilten wir bei diesem herrlichen Schauspiele, endlich fingen wir wieder an zu

steigen. Der Abhang, den wir erstiegen, war bequem bis ganz oben auf dem Bergkamme der Wengenalp; schon lange waren die Tannen hinter uns, welche, gleich braven Soldaten, die bei einem Sturm zurückgedrängt wurden, uns zuerst, als Wald, das Bild einer sich wieder sammelnden Armee gegeben hatten; höher hinauf, hie und da zerstreut, schienen sie wie Tirailleurs, die den Rückzug decken; endlich, wo ihr Strich aufhört, lagen umgestürzte Stämme ohne Nadeln und Rinde, wie Leichname, die auf dem Schlachtfelde nackt und zerstreut umher liegen.

Ehe wir hinabstiegen, standen wir noch still, um von dem Lande, das wir verließen, Abschied zu nehmen und das neue zu begrüßen, in das wir jetzt eingehen wollten. Zufällig bemerkte ich, daß wir uns in einem Kreise von ungefähr 30 Schritten befanden, wo der Boden, obgleich rund umher Alpenrosen, rothe Gentianen und Sturmhut blühten, kahl und trocken war, wie um einen Köhlerofen herum. Ich befragte deshalb Willer; er ließ sich aber lange bitten, ehe er mir die Geschichte erzählte, und dabei vertraute er mir, daß er selbst nichts davon glaube.

Es war vor langen Zeiten in dem Thale von Gadmin ein verwegener Mensch, ein großer Magier, dem die Thiere wie gehorsame Diener gehorchten. Alle Nächte vom Sonnabend zum Sonntag ließ er auf den höchsten Bergen bald die Bären, bald die Adler, bald die Schlangen zusammenkommen; dort zeichnete er mit

seiner Zauberruthe einen Kreis, den sie nicht überschreiten durften; nun rief er sie mit einer Pfeife, und wenn sie alle beisammen waren, ertheilte er ihnen seine Befehle, die jene dann in allen vier Theilen des Oberlandes vollstreckten. In einer Nacht, als er die Adler und die Schlangen hatte zusammenkommen lassen, befahl er ihnen Dinge, die sie wahrscheinlich sich weigerten zu thun. Der Zauberer ward wüthend und brauchte Zauberformeln, die er bisher noch nicht angewandt hatte, denn er zauderte immer diese Worte zu gebrauchen, deren allmächtige Wirkung er kannte, die aber zugleich eben so verdammlich waren als mächtig. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er zwei Drachen aus dem um ihn versammelten Haufen sich erheben und zu einer nahen Höhle sich begeben sah; er glaubte, daß sie endlich ihm gehorchten. Bald aber erschienen sie wieder, auf ihrem Rücken eine ungeheure Schlange mit hellfunkelnden Augen, auf dem Haupte eine kleine Krone von Diamanten; es war der König der Basilisken. Sie nahten sich bis an den Rand des Kreises, den sie nicht überschreiten durften; aber als sie dort ankamen, hoben sie ihren Meister auf ihre Schultern und schleuderten ihn über den Kreis hinaus, ohne daß er ihn berührte. Der Zauberer hatte nur noch Zeit ein Kreuz zu schlagen und auszurufen: „Ich bin verloren!“ Am andern Morgen fand man ihn todt mitten in dem teuflischen Kreis, auf welchem seit der Zeit kein Gras wieder wächst.

Wir machten uns sogleich von diesem vermaledeiten Orte fort nach Grindelwald, wo wir glücklich ankamen, ohne weder den König noch die Königin der Basilisken getroffen zu haben. *)

Im Wirthshause bestellten wir nur unser Essen und gingen alsbald nach dem Gletscher, der ungefähr eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt ist.

Ich habe schon oft der Gletscher erwähnt, so daß ich von diesem, der übrigens nichts Besonderes hat, weiter nicht zu reden brauche; indessen muß ich eine Begebenheit anführen, von der ich Zeuge war, und welche ein Beweis für die eigenthümlichen Sitten dieser muthigen und treuen Menschenclasse ist, die das Gewerbe der Wegweiser treiben.

Zu den Gletschern gelangt man auf einigen grob in das Eis gehauenen Stufen; ich gab anfangs gar nicht weiter auf diese Art zu steigen Acht; allein Willer, der meine schwache Seite kannte, meinte, es wäre doch noch Etwas für mich zu sehen dabei; ich ging sogleich mit ihm.

Nachdem wir ungefähr eine Viertelstunde mühsam geklettert waren, befanden wir uns oben auf dem Eisberge, wo das Hinabgehen nachher leichter wird; in-

*) Die Hirten glauben noch fest an Schlangen, die bei Nacht die Kühe aussaugen; sie meinen sich dagegen zu sichern, wenn sie einen weißen Hahn mitten in ihre Heerde setzen.

dessen muß man bei jedem Schritte um tiefe Spalten herum, deren Wände in immer dunklerer Färbung 50, 60, auch 100 Fuß hinabgehen. Willer sprang über diese Risse weg, und ich machte es ihm endlich nach. Noch eine Viertelstunde weiter kamen wir an ein rundes Loch, wie die Oeffnung eines Brunnens. Willer warf einen großen Stein hinein, den wir erst nach mehreren Secunden fallen hörten, und erzählte, daß hier 1821 der Prediger von Grindelwald, Herr Mouron, hineingefallen und getödtet worden sei.

Die Sache begab sich so:

Herr Mouron, einer der größten Forscher der Gegend, brachte die Muße, die seine Geschäfte ihm erlaubten, mit Durchstreifen der Gebirge zu. Als guter Physiker und vorzüglicher Botaniker hatte er merkwürdige Wetterbeobachtungen angestellt; auch besaß er ein Herbarium, in welchem er fast alle Alpenpflanzen nach Classen und Familien geordnet hatte. Eines Tages, als er neue Untersuchungen anstellte, ging er über den grindelwalder Gletscher, stand, gerade da wo wir waren, still und warf Steine in dasselbe Loch. Nachdem er mehrere hatte fallen hören, wollte er auch den Abgrund von innen untersuchen; er stieß also seinen eisenbeschlagenen Stock in den gegenüber stehenden Rand und bog sich hinab in den Abgrund: der Stock stak nicht fest, glitt ab und der Pastor stürzte hinab. Sein Führer kam athemlos ins Dorf gelaufen und erzählte das Unglück.

Einige Tage lang ward in der ganzen Gegend viel davon gesprochen; der Pfarrer war allgemein beliebt, man bedauerte ihn sehr und fing an Verdacht auf seinen Führer zu werfen; dieser Verdacht ward bald ernstlich, man behauptete, der Pfarrer sei ermordet und dann in das Loch geworfen worden, und der Mörder habe nur seine Uhr und sein Geld haben wollen.

Nun vereinigte sich das ganze Corps der Wegweiser, das sich durch diesen auf eines ihrer Mitglieder geworfenen Verdacht beleidigt fühlte, und beschloß durchs Loos zu bestimmen, wer von ihnen mit Lebensgefahr sich in den Abgrund hinablassen sollte, der das Grab des unglücklichen Mannes geworden war. Das Loos traf einen der stärksten und kräftigsten der Gegend, Namens Burgenen.

Am bestimmten Tage begab das ganze Dorf sich auf den Gletscher; Burgenen ließ sich ein Seil um den Leib binden und eine Laterne an den Hals, nahm eine Schelle in die Hand um anzuzeigen, wenn sie ihn hinaufziehen sollten, und in die andere seinen Eisstock, um gegen die scharfen Ecken sich zu schützen. So ließ er sich hinunter, hängend an einem Seil, das vier Männer langsam nachsenkten. Zwei Mal mußte er schellen, um sich wieder hinaufziehen zu lassen, weil er in Gefahr war aus Mangel an Luft zu ersticken. Zum dritten Male endlich fühlten die Männer, daß ein schweres Gewicht am Ende des Seiles hing: und

Burgenen kam herauf und brachte den verstümmelten Körper mit.

Der Leichnam hatte noch Börse und Uhr.

Der Stein, der das Grab des Pfarrers bedeckt, bestätigt den Vorfall, der ihm das Leben kostete, und die Aufopferung des Mannes, der sein Leben wagte um seinem Leichnam ein christliches Begräbniß zu verschaffen; die Inschrift lautet so:

Aimé Mouron, Diener des heil. Evang.
an der Kirche, durch Talente und Frömmigkeit;
Geboren zu Chardronne in dem Waadtlande
den 3. October 1790,
Bewundernd in den Bergen die Herrlichkeit Gottes,
Fiel in einen Schlund
Des Eis-Meeres
Den 31. Augst. 1821.

Hier ruht sein Körper,
Herausgezogen aus dem Abgrunde nach 12 Tagen
Von Ch. Burgenen aus Grindelwald.
Seine Verwandten und Freunde,
Beweinend seinen zu frühen Tod,
Setzten ihm dieses Denkmal.

Burgenen glaubt, er sei wohl 730 Fuß tief hinabgestiegen.

Das Faulhorn.

Den anderen Morgen um 8 Uhr machten wir uns auf den Weg zu der beschwerlichsten Bergbesteigung, die wir bis jetzt gehabt hatten; wir nahmen uns vor in der höchsten Wohnung von Europa, d. h. 6121 Fuß über der Meeresfläche, zu übernachten; 379 Fuß höher als das Hospiz auf dem St. Bernhard, die letzte Grenze der Region des ewigen Schnees.

Das Faulhorn ist vielleicht der höchste von den Bergen der Kette, welche die Thäler von Thun, Interlachen und Brienz von denen von Grindelwald und Rosenlauwi trennen. Seit ein oder zwei Jahren ist ein Wirth, der auf die Neugier der Reisenden spekulirte, auf den Einfall gekommen ein Gasthäuschen auf der Bergebene, die dicht unter seinem Gipfel liegt, zu bauen, welches eigentlich nur auf den Sommer berechnet ist. Gleich Anfang Octobers giebt er seine Spekulation und seine Wohnung auf, nimmt Thüren und Fensterladen weg, um nicht das folgende Jahr neue

machen lassen zu dürfen, und überläßt sein Haus allen Stürmen des Himmels, welche auch eine solche Verwüstung anrichten, daß kein Pfosten stehen bleibt.

Unser Wirth im Thale hatte aus wahrer christlicher Liebe uns schon gesagt, daß für das animalische Leben in den Regionen, wohin wir wollten, schlecht gesorgt sei, indem der Gastwirth alle Eßwaaren aus Grindelwald und Rosenlauwi holen müsse und Montags seinen Vorrath für die ganze Woche einkaufe; was für die Reisenden, die gerade Dienstags kämen, weiter keine Unbequemlichkeiten habe; was aber für die ganze übrige Reise diejenigen, welche wie wir zufällig des Sonntags kämen, in große Verlegenheit setze. Daher rieth er uns, und das, wie er sagte, bloß aus Freundschaft für uns, zur Nacht wieder zu ihm zurückzukommen, wo wir, wie wir gewiß überzeugt seyn würden, gute Betten und gutes Essen fänden. Wir dankten ihm recht sehr, versicherten ihm aber, daß wir uns fest vorgesetzt hätten, wenn wir heute noch zurückkämen, geraden Wegs auf Rosenlauwi zu gehen, um eine Tagereise zu ersparen. Diese Erklärung stimmte im Augenblick seine zärtliche Fürsorge für uns sehr herab, und bei unserer Abreise schien sogar eine völlige Gleichgültigkeit bei ihm eingetreten zu seyn, wovon er den deutlichsten Beweis gab, indem er mir eine gebratene kalte Henne, die ich auf den Nothfall mitnehmen wollte, rund abschlug. Wir gingen also weg, ziemlich besorgt, wie es mit unserem Essen aussehen würde.

Ich setzte meine ganze Hoffnung auf meine Flinte, die ich auf der Achsel trug; aber Jedermann weiß, wie sehr man in der Schweiz auf den Zufall sich verlassen muß, wenn man seine Mahlzeit von der Jagd erwartet; das Wildpret, das sich überhaupt selten macht, ist es noch mehr auf den gangbaren Straßen. So viel wie möglich entfernte ich mich mit meinem Führer vom Wege und klopfte an jeden Busch in der Hoffnung, daß irgend ein Wildpret sich zeigen sollte.

Von Zeit zu Zeit hielt dieser mich zurück und sagte: — Horchen Sie einmal! — Ich horchte, und es war wirklich, als ob ich ein scharfes Pfeifen hörte. — Was ist denn das? fragte ich. — Murmelthiere, antwortete mein Führer. Das müssen Sie wissen, Murmelthiere, das ist etwas Delikates.

Der Tausend! wenn ich an das kommen könnte, was so pfeift.

Ha, ha, das lassen Sie sich vergehen. So ein Murmelthier wird abgestreift wie ein Kaninchen, an den Spieß gesteckt, mit frischer Butter und mit Rahm begossen, nachher mit feingehackten Kräuterchen bestreut, und wenn Sie dann das Fleisch abgegessen und die Knochen ausgesogen haben, dann lecken Sie noch alle zehn Finger danach.

Was du mir sagst, Freund, da wäre mir es recht lieb, wenn ich jetzt eins schießen könnte.

Unmöglich. Oder wenn man es kalt essen will, dann thut man es in einen Dämpftopf mit Salz,

Pfeffer und ein wenig Petersilie; Einige thun auch etwas Wein daran. Man läßt es dann zwei Stunden lang kochen und macht dann eine Brühe dazu von Oel, Essig und Senf. Sehen Sie, wenn Sie das einmal zu essen kriegen, Sie werden mir es gewiß wieder sagen.

Nun dann, mein Freund, so will ich suchen zu diesem Abend eins zu bekommen.

O, lassen Sie sich das vergehen. Diese Thiere sind pfiffig, sie wissen, daß sie, gebraten und gekocht, gut schmecken. Darum lassen sie auch nicht an sich kommen. Nur im Winter gräbt man sie aus ihren Bauen, wo man sie dutzendweise zusammengerollt findet.

Da ich nun eben nicht den Winter erwarten wollte um Murmelthiere zu kosten, so suchte ich das Pfeifende zu finden; als ich aber ungefähr 400 Schritt davon war, hörte das Pfeifen auf, und das Thier hatte sich wahrscheinlich in seinen Bau zurückgezogen, denn ich konnte es nicht zu sehen bekommen, und so ging es mir noch mit Zweien oder Dreien, und von vielen vergebenen Versuchen abgemattet erkannte ich die Wahrheit von dem, was mir mein Führer gesagt hatte.

Ich kam wieder ganz verdrießlich auf den Weg zurück, als zu meinen Füßen ein mir unbekannter Vogel aufflog; ich war nicht schußfertig; er war schon an 50 Schritte fort, als ich mit meiner Flinte hinterdrein schoß. Trotz der Entfernung sah ich, daß ich ihn gut gefaßt hatte, und mein Führer rief mir auch zu, er sei

getroffen. Der Vogel flog fort, und ich fing an hinterdrein zu laufen.

Nur ein Jäger kann begreifen, wie man rennen kann, wenn man einem angeschossenen Wilde nachsetzt. Ich glaube, der Leser hat mich schon als einen unerschrockenen Bergkletterer kennen lernen. Im vollen Laufe rutschte ich an den Bergen hinab wie an einem Dache, sprang über Büsche weg, von Felsen herunter, daß eine Menge Steine hinter mir herrollten; ich sah gar nicht auf meine Beine, ich hatte nur die Augen auf die Windungen gerichtet, die das verfolgte Thier im Flattern machte. Endlich fiel es auf die andere Seite eines Waldbaches; in meiner Hitze sprang ich darüber und fiel mit beiden Händen auf meinen Braten. Es war ein köstliches Schneehuhn.

Ich hielt es sogleich mit einem Freudengeschrei hoch meinem Führer entgegen; er war auf dem Fleck stehen geblieben, wo ich geschossen hatte, und nun sah ich mit Erstaunen, welche Strecke ich zurückgelegt hatte. Ich glaube in weniger als fünf Minuten einen Weg von einer Viertelstunde gemacht zu haben.

Nun sollte ich wieder den Weg zurückgehen, und das war nichts Leichtes aus mehreren Gründen; der Hauptgrund war der Waldstrom; ich trat heran und bemerkte, daß er wohl 14—15 Fuß breit war; vor einem Augenblick war ich darüber gesprungen ohne hinzusehen; aber als ich ihn jetzt beschaute, schien das

Ding mir doch bedenklich. Ich setzte zwei bis drei Mal an, aber jedes Mal blieb ich am Rande stehen; ich hörte das Lachen meines Führers, und mir fiel Payot ein, den ich bei ähnlicher Gelegenheit ausgelacht hatte; ich entschloß mich es eben so zu machen wie jener, d. h. längs der Cascade hinaufzugehen, bis ich eine Brücke fände oder eine schmälere Stelle. Nach einer Viertelstunde bemerkte ich, daß der Bach einen ganz entgegengesetzten Lauf nahm, als ich gehen sollte, und ich schon sehr vom Wege abgekommen sei. Ich wandte mich nach der Seite, wo mein Führer stand; eine kleine Erderhöhung machte, daß er mich nicht sehen konnte; diesen Umstand benutzte ich, brach einen Tannenzweig ab, untersuchte die Tiefe des Wassers, und da ich fühlte, daß es nur drei bis vier Fuß tief gehe, stieg ich beherzt hinein und watete glücklich bis an das andere Ufer, naß bis an den Gürtel. Aber meine Noth war noch nicht zu Ende; ich sollte nun noch den Berg hinauf klettern.

Eben als ich dieses Geschäft begann, erschien mein Führer auf der Höhe; ich rief ihm zu, daß er mir meinen Stock bringen sollte, denn ohne denselben hätte ich müssen unterwegs liegen bleiben; es wäre freilich wohl menschlicher gewesen ihn mir zuwerfen zu lassen, allein theils hätte er können irgend woran hängen bleiben, theils hatte ich noch einen kleinen Aerger auf den Burschen wegen des fatalen Lachens, das mir immer noch auf dem Herzen lag und durch das kalte Wasser,

welches von meinen Beinkleidern herabrieselte, genährt wurde.

Aber Willer kam dennoch mit aller Dienstbeflissenheit, welche einen Hauptzug in dem Charakter jener braven Leute ausmacht, zu mir, zog mich mit seinem Stocke heran oder stützte mich, so daß ich ungefähr nach drei Viertelstunden denselben Weg zurückgelegt hatte, den ich in fünf Minuten vorher durchlaufen.

Wir waren indessen immer gestiegen und fanden große Schneeflächen, die die Sommersonne nicht geschmolzen hatte; kalte Windstöße strichen allenthalben, wo eine Oeffnung zwischen den Bergen war, durch; unter andern Umständen würde ich darauf wenig geachtet haben, allein das kalte Bad, das ich genommen hatte, machte mir es sehr empfindlich. Ich zitterte schon etwas vor Frost, als wir an einen kleinen See kamen, 7000 Fuß über der Meeresfläche, und 1121 Fuß höher, auf dem Gipfel des Faulhorn, klapperte ich mit den Zähnen.

Geschwind fuhr ich also in die kleine Baracke hinein, ohne mich um die Menge Landleute zu bekümmern, die ich daselbst traf; ich fühlte ein ziemlich heftiges Schneiden im Leibe, und es würde mir sehr unlieb gewesen seyn, wenn ich hier krank geworden wäre, obgleich ich mich in dem höchsten Hause von Europa befand; ich verlangte deswegen gleich ein großes Feuer, und der Wirth fragte, wie viel Pfund Holz ich haben wolle.

Ei zum Henker! geben Sie mir ein Bündel, es mag wiegen, was es wolle; mich friert zu sehr um da erst lange die Wärme nach dem Gewicht abzumessen.

Der Wirth brachte ein Bund Knüppelholz und hing es an einen Wagebalken; die Wage zeigte auf zehn Pfund. — Da haben Sie für 30 Franken.

Dies mußte mir, als Einem, der in einem Holzlande geboren ist, wo die ganze Klafter 12 Franken kostet, freilich etwas theuer vorkommen; ich machte ein bedeutend langes Gesicht dazu.

Ich kann Ihnen versichern, sagte der Wirth, der wahrscheinlich mein Gesicht richtig auslegte, wir müssen das Holz hier vier bis fünf Stunden weit auf dem Rücken herauftragen lassen, daher ist es hier freilich etwas theuer, besonders weil man doch ohne Holz nicht kochen kann.

Diese letzte Bemerkung und der Uebergang gab mir keine tröstliche Aussicht auf die Speisekarte; indessen aber da mein Braten mir schon 30 Franken kostete, die ich ausgeben mußte um mich zu erwärmen, so forderte ich meinen Wirth heraus mir die übrige Mahlzeit zu demselben Tarif anzusetzen; es versteht sich, daß ich diese Ausforderung ganz leise für mich that, denn hätte ich es laut gethan, so war der Wirth der Mann danach, sie sogleich einzugehen.

Ich ließ nun meine Holzknüppel in drei Stücke zersägen, schloß mich damit in meinem Zimmer ein und steckte für 10 Franken Holz in den Ofen; nun

nahm ich aus meinem Ranzen Wäsche, eine Tuchhose und meinen gefütterten Oberrock und machte meine Toilette, so gut es sich thun ließ.

Kaum war ich damit fertig, so pochte Willer an meine Thür; er trieb mich zur Eile, wenn ich die ganze Aussicht über den Horizont genießen wollte. Der Himmel schien mit Gewitter zu drohen, und das würde uns bald das ungeheure Panorama entzogen haben, das wir doch so gern sehen wollten, daher ging ich schnell mit ihm.

Wir erstiegen eine etwa 15 Fuß hohe Anhöhe, an der das Wirthshaus stand, und befanden uns nun auf der höchsten Spitze des Faulhorns.

Gegen Süden hatten wir die ganze Kette der Gletscher vor uns, die wir von Bern aus gesehen hatten, und die, ob sie gleich von Osten nach Westen sich hinzog, 4 oder 5 Stunden von uns, den Horizont bis auf einige Schritte zu versperren schien. Alle diese Riesen mit weißen Haaren und Achseln schienen personificirte Jahrhunderte, die, an den Händen sich fassend, die Welt umkreisten; einige davon, größer als die andern, wie z. B. das Wetterhorn, das Finsteraarhorn, die Jungfrau und die Blümlisalp, ragten mit ihren Häuptern über die ganze patriarchalische Greisenfamilie hervor und gaben uns von Zeit zu Zeit das rauschende Schauspiel einer Lauwine, die von ihrer Stirne sich löste, auf ihren Schultern wie eine Cascade sich ausbreitete und zwischen den Felsen, die

ihren Harnisch bilden, hinabglitt; gleich einer ungeheuren Schlange, deren silberne Schuppen an der Sonne erglänzen. Jede dieser Bergspitzen hat ihren, theils die Form, theils irgend eine unter den Einwohnern bekannte Sage bezeichnenden Namen, wie Schreckhorn, Blümlisalp u. s. w.

Als wir uns gegen Süden wandten, veränderte sich die Aussicht gänzlich; ungefähr drei Schritte von der Stelle, wo wir standen, sieht man durch einige senkrecht gespaltene Wasserrisse in den Bergen das ganze Thal von Interlachen, 6300 Fuß tief, sich ausdehnen, mit seinen Dörfern und seinen beiden Seen, wie zwei ungeheure Spiegel in grünem Rahmen, in denen Gott vom Himmel hinab sich spiegelt. Weiter hinaus zeigten sich in dunklen Massen am blauen Horizonte der Pilatusberg und der Righi, die, an beiden Seiten von Luzern stehend, gleich Riesen aus der Tausend und Einen Nacht Zauberstädte bewachen; während zu ihren Füßen der Vierwaldstättersee sich windet, und hinter ihnen, so weit man nur sehen konnte, der blaue Zuger-See glänzte und sich mit dem Himmel zu verschmelzen schien.

Willer klopfte mir auf die Schulter; ich wandte den Kopf, folgte der Richtung seines Fingers und bemerkte, daß ich eines der erhabensten Schauspiele der Natur, nach einem Gewitter auf dem Meere, sehen würde, nämlich ein Gewitter auf dem Gebirge.

Die Wolken, welche das Gewitter heranführten,

löſten ſich, eine vom Gipfel des Wetterhorns, die andere von den Seiten der Jungfrau, und näherten ſich in tiefer Stille, ſchwarz und drohend, wie zwei feindliche Armeen, die gegen einander vorrücken und ihr Feuer nicht eher anfangen, als bis der Schuß tödtlich wird. Obgleich ſie außerordentlich ſchnell gingen, merkte man doch nicht die geringſte Bewegung in der Luft; es war, als ob ſie durch eine doppelte anziehende Kraft gegen einander angetrieben würden; eine tiefe Stille, von keinem Schrei irgend eines lebendigen Geſchöpfes unterbrochen, hatte ſich über die Natur verbreitet, und die ganze Schöpfung ſchien ſtumm und unbeweglich die drohende Entſcheidung zu erwarten.

Ein Blitz, und darauf ein erſchrecklicher Donner, von allen Echos der Gletſcher wiederholt, gab das Zeichen, daß die Woiken ſich berührt, und der Kampf begonnen habe; dieſe electriſche Bewegung ſchien die ganze Schöpfung wieder zu beleben; ſie erwachte plötzlich mit allen Zeichen des Schreckens. Ein heißer, drückender Hauch fuhr über uns hin, und da er keinen Baum fand, ſchüttelte er ein großes, hölzernes, ſchlecht in der Erde befeſtigtes Kreuz; die Hunde unſerer Führer heulten, und drei Gemſen erſchienen plötzlich und ſprangen auf dem Abhange eines Berges herum, der dicht neben dem unſrigen war; eine Kugel, die ich ihnen zuſchickte und die einige Schritte von ihnen den Schnee aufwühlte, ſchienen ſie gar nicht bemerkt zu haben; bei dem Knall eines Schuſſes ſahen

sie sich nicht einmal um, so sehr hatte das Gewitter sie erschreckt.

Nun durchkreuzten sich die Wolken, gingen eine über die andere weg, und sandten sich Blitz auf Blitz zu. Von allen Punkten des Horizontes sahe man Wolken, wie Regimenter, die an einer Schlacht theilnehmen wollen, herbeieilen, verschieden an Gestalt und Farbe, in das Getümmel sich stürzend und die Dunstmassen vermehrend. Bald war der ganze Süden ein Feuer. Da, wo die Sonne am Himmel stand, färbte er sich purpurroth wie bei einem Brande, die Landschaft war phantastisch beleuchtet; der Thuner-See schien mit feurigen Wellen bedeckt, der von Brienz färbte sich grün wie eine von farbigen Lampen beleuchtete Operndekoration, und der Vierwaldstätter und Zuger See verloren ihr schönes Blau und wurden mattweiß.

Bald erhob sich der Wind mit verdoppelter Wuth. Die Wolken zerrissen, und getrieben vom Sturme, verließen sie ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, streiften nach allen Seiten hin und stürzten sich wie auf ein gegebenes Zeichen zur Erde hinab; einige Theile der Landschaft verschwanden, wie hinter einem Vorhange. Wir fühlten einige Regentropfen, und plötzlich waren wir in Dunst gehüllt; die Blitze entzündeten sich dicht neben uns, ein Strahl davon fiel auf meine Flinte, die ich fallen ließ, weil sie wie glühendes Eisen ward. Wir waren mitten im Gewitter.

Ein allgemeines „Rettet euch! rettet euch!“ ließ sich hören, und wir eilten in die Herberge. Zehn Minuten lang schlug der Regen an die Scheiben, der Sturm erschütterte die Hütte, als ob er sie umreißen wollte. Endlich ließ der Regen nach, es ward wieder helle, und wir wagten hinauszugehen. Der Himmel war rein, die Sonne glänzte, das Gewitter, das wir über unserem Kopfe gehabt hatten, war jetzt zu unseren Füßen; das Rollen des Donners schallte zu uns herauf: 100 Fuß unter uns rollte das Gewitter seine Wogen, in denen die Blitze sich entzündeten; darauf traten aus diesem Ocean, der die Abgründe und Thäler bedeckte, die schneeigen Häupter des Eigen, des Mönch, der Blümlisalp und der Jungfrau wie Inseln hervor. Plötzlich erschien ein lebendiges Wesen und arbeitete sich durch dieses Meer von Dünsten hindurch; es war ein großer Alpengeier, der die Sonne suchte, und da er sie erblickte, majestätisch ihr entgegen stieg; er war kaum 40 Schritte von mir, ohne daß es mir einfiel ihm einen Schuß nachzuschicken, so sehr war ich vertieft in die Betrachtung dieses herrlichen Schauspieles, das mich umgab.

Das Gewitter zürnte noch den ganzen Tag im Thale fort; die Nacht kam heran.

Ganz abgemattet, theils von der Anstrengung, theils von dem gehabten Schmerz, rechnete ich auf einen ruhigen Schlaf um mich zu erholen, da ich mich

wirklich nicht ganz wohl befand; für diesmal aber hatte ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Kaum hatte ich mich niedergelegt, als sich ein schrecklicher Lärm über meinem Kopfe erhob. Es schien, als wenn die electrische Materie aus der Luft in das Gehirn unserer Wegweiser gefahren wäre und sie ganz ausgelassen gemacht hatte. Ein Dutzend von den Kerlen hatte sich auf einer Art von Boden, der das erste Stockwerk des Häuschens bildete, in welchem die Reisenden die untern Zimmer inne hatten, versammelt, und da dieses erste Geschoß nur durch eine Breterdecke von zolldicken fichtenen Bretern von dem untern Zimmer geschieden war, so verloren wir keine Sylbe von ihrem lärmenden Gespräch, das mir vielleicht würde Unterhaltung gewährt haben, wenn sie nicht Deutsch gesprochen hätten. Das Klirren der Gläser, die unaufhörlich angestoßen wurden, das Klingen der leeren auf dem Boden herumrollenden Flaschen, das Bewillkommnen von zwei oder drei Gästen vom andern Geschlechte und der völlige Mangel an Licht, aus Furcht vor Feuersgefahr, machte mich besorgt, daß diese Bachanalien gar kein Ende nehmen möchten; daher pochte ich mit meinem Stocke an die Decke um sie zur Stille zu ermahnen. Der Lärm hörte auch auf, die Zechbrüder sprachen leise; wahrscheinlich aber beriethen sie sich nur zu größerem Lärm, denn nach einigen Minuten erhob sich ein erschrecklicher Spectakel. Ich griff wieder zu meinem Stock

und pochte aufs Neue mit den kräftigsten deutschen Flüchen, die ich nur aufbringen konnte; diesmal waren sie schnell mit der Antwort bei der Hand; einer von ihrer Gesellschaft nahm einen Stuhl und stieß damit eben so oft gegen den Boden, als ich mit meinem Stocke gepocht hatte, und um mir nichts schuldig zu bleiben, fluchte er französisch **Sacré nom de Dieu!** — Das war nun eine offenbare Revolte.

Ihre Art zu antworten brachte mich einen Augenblick in Verlegenheit, aber gleich sann ich auf ein Mittel die Rebellen zur Uebergabe zu zwingen. Da ich still blieb, glaubten sie mich in Furcht gesetzt zu haben, und das Schreien und Lärmen fing da oben noch toller an.

Mir fiel indessen ein, daß die Röhre von meinem Ofen in einer Ecke des Bodens, wo meine Feinde so lärmten, eine Oeffnung hatte. Wegen der Theurung des Holzes hatte mein Wirth vielleicht gedacht, daß mein Ofen eigentlich nur ein Luxus-Artikel wäre, und daher nicht die Folgen überlegt, die das Loch oben haben könnte, nach dem natürlichen Schlusse, daß, weil kein Feuer ohne Rauch ist, auch kein Rauch ohne Feuer seyn kann.

Bei dem Gedanken an das Loch ging mir ein Licht auf; ein Anderer, weniger bescheiden als ich, würde es für einen Geniestreich erklären. Ich sprang aus meinem Bette, klatschte in die Hände wie ein Araber, wenn er sein Pferd ruft, lief in die Küche,

raffte alles Heu, das ich fand, zusammen, trug es in meine Festung, verrammelte Thür und Fenster und fing nun an die Vorbereitungen zu meiner Rache zu machen. Diese Rache, wie der Leser schon errathen haben wird, bestand darin, daß ich die Brennmaterialien etwas anfeuchtete, damit sie recht viel Rauch gäben; als dies nun gemacht war, stopfte ich meinen Ofen ganz davon voll; und da ich nun Alles vorbereitet hatte, zündete ich das Heu an und legte mich nun wieder ruhig ins Bette um den Erfolg zu erwarten, der mir bei der Dunkelheit, in der meine Feinde sich befanden, gar nicht fehlschlagen konnte.

Es vergingen einige Minuten, und Alles blieb oben wie zuvor, plötzlich aber fing Einer von ihnen an zu husten, ein Anderer nieste einige Mal, und ein Dritter, nachdem er eine Zeit lang geschnaubt hatte, erklärte: es röche räucherig; plötzlich standen Alle vom Tische auf.

Dies war nun der Augenblick, wo ich mein Feuer verdoppeln und die Unordnung, in die die feindliche Armee gerathen war, benutzen mußte, damit sie sich nicht wieder vereinige; ich sprang also zum Ofen, stopfte noch einmal so viel hinein, machte die Thüre wieder zu und erwartete mit untergeschlagenen Armen, wie der Kanonier bei seiner Kanone, das Resultat dieses zweiten Manoeuvre.

Der Erfolg entsprach vollkommen meiner Erwartung; ich hörte kein Husten, kein Niesen mehr; sie

schrieen vor Wuth und heulten vor Aerger; ich hatte sie geräuchert wie den Fuchs im Loche.

Fünf Minuten nachher pochte ein Parlamentair an mein Fenster; nun war die Reihe an mir, Bedingungen zu machen; ich benutzte meinen Sieg wie ein wahrer Held: gleich Alexander verzieh ich der Familie des Darius, und der Friede zwischen ihr und mir ward geschlossen, unter der Bedingung, daß sie keinen Lärm mehr machen, und ich kein Feuer mehr anbrennen sollte.

Der Tractat ward von beiden Seiten redlich gehalten; und ich fing an, nicht eben einzuschlafen, sondern nur die Hoffnung zu haben, einschlafen zu können, als die Hunde unserer Wegweiser kläglich zu bellen begannen, welches Gebell endlich in ein anhaltendes Geheul ausartete.

Ich glaubte, diese Thiere wären mit ihren Herrn einverstanden, mich ganz rasend zu machen; ich suchte in meinem Zeughause so ein Mittelding zwischen Gerte und Knittel und trat aus meinem Zimmer, um in dem Hundestall den Bewohnern, sie möchten seyn, von welcher Race sie wollten, das Fell derb auszupochen. Kaum hatte ich einen Fuß herausgesetzt, als Willer, den ich bei der schrecklichen Dunkelheit, und weil ich eben aus einem hellen Zimmer kam, nicht sehen konnte, mich beim Arme nahm und mir ein Zeichen gab still zu seyn; ich that es und horchte, ohne zu wissen worauf. Ein ganz sonderbar betonter

Schrei drang aus der Tiefe des Thals herauf; aber so entfernt und so schwach, daß er da, wo wir standen, kaum noch gehört ward, und zwanzig Schritte weiter wäre es unmöglich gewesen etwas davon zu vernehmen.

Das ist Nothruf, riefen einstimmig alle zusammengekommenen Wegweiser. Es sind Reisende im Gebirge verunglückt. Fackeln her, die Hunde los und vorwärts.

Wohl wenige Anreden haben eine so schnelle Wirkung auf die Zuhörer, als diese. Jeder lief an seinen Posten, der Eine in die Küche und holte Rum, der Andere auf den Boden nach Fackeln, der Dritte lief nach dem Hundestall und ließ die Hunde heraus; darauf traten sie alle zusammen und stießen einen lauten Schrei aus, um den Reisenden zu verstehen zu geben, daß man sie gehört habe und ihnen zu Hülfe käme.

Ich hatte auch meine Fackel genommen wie alle Anderen, nicht, weil ich etwa glaubte, ich könnte bei der Nacht größere Dienste leisten auf einem Wege, wo man bei Tage bisweilen auf allen Vieren kriechen muß, ich wollte nur gern diese für mich so ganz neue Scene in der Nähe sehen. Unglücklicherweise aber hatten wir kaum 500 Schritte gemacht, als jeder seinen eigenen Weg ging; die Ortskenntniß erlaubte meinen braven Begleitern Wege einzuschlagen, die für jeden Andern, außer ihnen, ungangbar waren. Ich

merkte wohl, daß, wenn ich weiter gehen würde die Andern zu suchen, sie in die Verlegenheit kämen mich suchen zu müssen, wodurch unnütze Zeit verloren ginge, ich faßte also den, zwar weniger menschenfreundlichen, aber doch klügeren Entschluß mich auf eine Felsspitze zu setzen, und so das ganze Thal hinab diesen wie Irrlichter an einem Teiche herumhüpfenden Lichtern in allen ihren Richtungen mit den Augen zu folgen.

Eine halbe Stunde lang schienen sie sich zu verirren, so verschieden und sonderbar waren die einzelnen Richtungen, die sie einschlugen; bald verschwanden sie in den Wasserrissen, bald erschienen sie wieder auf den Höhen; alle ihre Bewegungen waren übrigens vom Schreien der Männer, Bellen der Hunde und Pistolenschüssen begleitet, wodurch dieses Schauspiel ein ganz auffallendes und verworrenes Ansehen gewann. Endlich wendeten sich Alle nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt und vereinigten sich auf einen runden Platz, von dem sie nicht wichen; darauf setzten sie sich mit einer Art von Ordnung in Marsch und kamen auf meinen Fels zu, die wiedergefundenen Reisenden in zwei Gliedern begleitend, wie eine Patroulle, welche Landstreicher in die Wache führt.

So wie der Zug näher kam, unterschied ich bei dem abwechselnden Schein, den die Fackeln darauf warfen, einen unordentlichen Haufen von Männern, Weibern, Kindern, Mauleseln, Pferden und Hunden; Alles schwatzte, wieherte und heulte in verschiedenen

Sprachen; es war wie in der Arche Noah, oder wie im Thurm zu Babel.

Ich schloß mich der Karavane an, als sie vor mir vorbeiging, und kam mit ihr zugleich ins Wirthshaus. Sobald sich dieser Wirrwarr löste, fanden sich: zehn Amerikaner, ein Deutscher und ein Engländer, alle in dem traurigsten Zustande; die Amerikaner waren an einem See gefunden worden, der Deutsche auf dem Schnee, und der Engländer hängend an einem Baumzweige, über einem Abgrund von 3000 Fuß.

Der übrige Theil der Nacht lief ganz ruhig ab.

Rosenlauwi.

Am andern Morgen um 8 Uhr war Alles auf den Füßen, Infanterie und Cavallerie auf der Bergebene des Faulhorns in Schlachtordnung gestellt; die Cavallerie bestand aus einer französischen Dame, dem Amerikaner, seiner Frau und 7 Kindern (der älteste Sohn der Familie ging mit dem Engländer zu Fuß), aus den sechs Wegweisern und mir. Der Deutsche war contract, und obgleich er die Nacht auf ganz heiß gemachten Steinplatten gelegen hatte, so konnte er doch keinen Schritt thun ohne fürchterlich zu schreien; wir ließen ihn also am Faulhorn, und wenn Gott kein besonderes Wunder an ihm gethan hat, so ist er wahrscheinlich noch da, denn die Temperatur ist dort eben nicht günstig für Reißen in den Gliedern.

Als nun alle nöthigen Vorbereitungen getroffen, das heißt, die Maulesel gegürtet, die Reiseflaschen gefüllt waren, setzte die kleine Armee sich in Marsch in der munteren Stimmung, die gewöhnlich eine glücklich überstandene Gefahr giebt.

Wir hatten die Absicht im Vorbeigehen den Gletscher des Rosenlauwi zu besuchen und von da zu Meyringen zu übernachten; das war eine ziemlich starke Tagereise, unsere Damen waren aber gut beritten, und meine beiden Cameraden und ich konnten es zu Fuße mit den besten Bergbewohnern des Oberlandes aufnehmen.

Ich sagte: meine beiden Cameraden, denn kaum hatten wir einige hundert Schritte miteinander gemacht, als wir schon die besten Freunde von der Welt waren; man macht nie schnellere Cameradschaft als auf Reisen, auch hatte ich den Amerikaner schon in Paris bei der Prinzeß v. Salm gesehen; der Engländer war, ganz gegen die Natur seiner Landsleute, sehr lustig und sehr beweglich, und dies stach sonderbar gegen sein ernstes, bei allen lustigen Sprüngen, die er jeden Augenblick machte, immer gleichgültiges Gesicht ab; ein Contrast, wozu ich nur in Debureau mit seiner kalten Figur und seinen lebendigen Bewegungen das Gegenstück gefunden zu haben mich erinnere. Man kann also leicht denken, daß er, wenn auch nicht durch seine Physiognomie, denn doch durch sein übriges Wesen leicht unser Zutrauen gewann.

Ich habe übrigens nie etwas Gelenkeres, Unvorsichtigeres und doch dabei Geschickteres gesehen als diesen Körper eines Fantoccino und diesen Kopf eines Clown; das Ganze zog die Bewunderung unserer Führer auf sich, die ihn mit bedenklichem Erstaunen an=

sahen, als ob sie sagen wollten: — Geh nur hin, du wirst schon zeitig genug den Hals brechen. — Er achtete aber darauf gar nicht, sondern sprang ganz ruhig über die Abgründe weg, hüpfte auf einem Beine über die Baumstämme, die als Brücken über die Bergströme gelegt waren, pflückte große Blumensträuße, von denen die am Bequemsten zu pflückenden Blumen gewiß hätten ewig stehen bleiben können, ehe mir die Lust angekommen wäre sie zu holen.

Diese Unerschrockenheit war um desto verdienstlicher, da wir einen abscheulichen Weg über Thonschiefer hatten, der erst seit zwei Jahren von dem Faulhorn nach dem Rosenlauwi angelegt und durch den Regen der vorigen Nacht und des heutigen Tages noch gefährlicher geworden war. Bei jedem Schritte glitten die Füße der Menschen und der Maulthiere auf dem thonigen Boden ab und rissen ein Stückchen von der Erde mit sich fort; unsere Damen schrien unaufhörlich, was bei dem Anblick der Fußsteige, auf welchen die Wegweiser ihre Thiere führten, sehr verzeihlich war. Einen Augenblick zogen wir, Menschen und Vieh, so nahe an einem Abgrunde von 1300 Fuß in einer Art von Dachrinne hin, daß die Führer, trotz der Gefahr, die Maulthiere nicht am Zügel führen konnten. Mitten in diesem Engpaß stolperte das Maulthier der ältesten Tochter des Amerikaners, durch den Stoß kam das Mädchen aus dem Sattel und hing auf dem Halse des Thieres, schaukelnd wie der Perpendikel ei=

ner Uhr, daß man in dem Augenblicke nicht wußte, ob es in den Abgrund hinab oder auf die andere Seite auf den kleinen Erdrand fallen würde. Glücklicherweise gab der eine Führer mit seinem Stock ihr einen Stoß, so daß sie mit einem schrecklichen Schrei auf die Seite fiel, wo sie weiter keinen Schaden nahm als einige Quetschungen und Schrammen.

Dieses Ereigniß machte die ganze Caravane bestürzt. Die Damen, aus Furcht zu fallen, sprangen herab und fielen bei dem Springen; von allen Seiten klägliches Geschrei, Jeder glaubte sich in Todesgefahr, rief den Andern um Hülfe, die Keiner leisten konnte und eigentlich auch Keiner bedurfte. Die Hunde heulten, die Führer fluchten, die Maulthiere benutzten das Anhalten um das Gras am Rande des Abgrundes abzufressen, und der Engländer, ungefähr 24 Fuß über unsern Köpfen an einer Stelle, wo sogar eine Gemse schwindlig geworden wäre, pfiff ganz ruhig sein: God save the king.

Es währte indeß nicht lange, so war die Ruhe wieder hergestellt, unsere Damen wurden unter den Füßen ihrer Thiere vorgezogen und gingen nun einzeln, von den Führern unterstützt, den übrigen schlechten Weg, und zehn Minuten darauf befand die ganze Gesellschaft sich wohlbehalten auf einem Grasplatz, so eben wie ein grüner Rasenteppich in den Gärten von Versailles.

Wir machten uns nun an das Frühstück, wobei

unsere Damen, die sich von ihrem Schreck, der für Alle, eine Einzige ausgenommen, nur ein panischer gewesen, sich auch tapfer daran hielten; darauf gingen wir weiter.

Bald kamen wir nach Oberhasli und gingen über den Ringeplatz; den Tag vorher hatten die Bergbewohner hier ihre Uebungen gehalten, und wir bedauerten recht sehr, daß der Zufall uns nicht früher hergeführt habe um das Schauspiel anzusehen.

Wir waren in eine gemäßigtere Region hinabgestiegen und hie und da sahen wir auch wieder Fichten, die in einer bestimmten Gegend aufhören, gleichsam als wenn mit einem Zauberstabe ein Kreis gezogen wäre, den sie nicht überschreiten dürfen. Diese einzelnen Stämme brachten etwas Abwechselung in unsere Unterhaltung, denn wir nahmen sie zum Ziel und warfen mit unsern Stöcken wie mit Wurfspießen danach, daß auf 20 bis 30 Schritte die eisernen Spitzen derselben ganz hineinfuhren. Der Amerikaner zeichnete sich dabei besonders aus, dem Engländer glückte es von uns Dreien am Schlechtesten: dieses Uebergewicht erregte zwischen ihnen einen ziemlich lebhaften Streit. Ich ließ sie streiten, nahm meine Flinte und eilte einem Auerhahne nach, der etwas weit von mir aufstieg, und den ich zu erwischen glaubte, wenn er sich gesetzt hätte; es war aber vergebens, und ich kam bald von der andern Seite des Hölzchens zu meiner Gesellschaft zurück.

Ich sah sie von fern bei einem Waldstrom stille stehen, trat näher und konnte nicht begreifen, was der Engländer für Uebungen anstellte, so sonderbar kam mir das Ding vor: er nahm nämlich Wasser in den Mund und spritzte es dann mitten durch die Backe wieder fort. Anfangs glaubte ich, das Wasser käme zum Ohre heraus, und bewunderte das Kunststückchen; als ich aber etwas näher ging, sah ich, daß das Wasser roth war, wenn es herauskam, und mit Blut vermischt schien.

Die Sache war folgende: Der Engländer, wüthend über seine Ungeschicklichkeit, hatte mit dem Amerikaner gewettet, daß er sich 50 Schritte weit hinstellen wolle, und der Amerikaner mit seinem Stocke ihn nicht treffen würde. Der Amerikaner hatte die Wette angenommen, beide Theile sich gehörig angestellt; der Engländer, Sclave seines Wortes, hatte ganz phlegmatisch diesen neumodischen Wurfspieß erwartet, wovon das Eisen ihm durch den Backen gefahren war und einen Zahn mitgenommen hatte.

Dieser Umstand brachte wieder etwas Ruhe in den Nachtrab unserer Caravane, deren Spitze schon an dem Thorwege des Gasthofes von Rosenlauwi ankam.

Wir hielten uns hier nur so lange auf, daß wir ein Bad nehmen konnten, das nicht einmal warm gemacht zu werden brauchte, weil das Wasser ganz lauwarm aus der Mineralquelle kam; gleich darauf mach-

ten wir uns auf um den Gletscher zu besteigen, einen der berühmtesten im Oberland.

Diesmal hatten wir den jüngeren Bruder des Gewitters, das gestern zu unsern Füßen war, über unserm Haupte. Der Stand des Gewitters machte für uns einen sehr großen Unterschied; indessen setzten wir unsern Weg fort, obgleich uns der Donner Vorsicht rieth, und so kamen wir ohne weiteren Zufall am Fuße des Gletschers an, der ungefähr eine Viertelstunde vom Wirthshause entfernt ist.

Der Gletscher des Rosenlauwi verdient seinen Ruf, und wenn auch nicht der größte, so ist er doch der schönste in ganz Oberland. Ueberall auf eine mir unerklärliche Art in einem ihm eigenthümlichen Azurblau glänzend, spielt er in allen Abwechselungen dieser Farbe, vom Mattblau und blassem Türkis bis zum glänzenden Blau und dunklen Saphir. Die Oeffnung am Fuße desselben, aus der sprudelnd der Reichenbach kömmt, scheint der Vorhof eines Feenpallastes; und wunderbare Säulen, die man für ein Werk der Genien halten kann, so schlank und durchsichtig sind sie, stützen ein mit den verschiedensten, zierlichsten und sonderbarsten Festons geschmücktes Gewölbe. Wenn man sich vorlehnt um in die Tiefe hinabzusehen, wo der Strom braust, so wird man so bezaubert von diesem feenhaften Bau, daß man die Göttin beneidet, die eine solche Wohnung hat, und daß einen wohl die Lust anwandeln möchte sich zu ihr hinabzustürzen und

diese Herrlichkeiten mit ihr zu theilen. Am Eingange einer ähnlichen Grotte hat gewiß La Motte Fouqué seine Undine gedichtet.

Das Rauschen des brausenden Wassers, das an den Felsen sich bricht und schäumend zurückprallt, hinderte uns eine Viertelstunde lang den Donner zu vernehmen, der immer stärker ward. Wir hatten das Gewitter gänzlich vergessen, als einige große, lauwarme Tropfen uns daran erinnerten; wir sahen empor, der ganze Himmel schien auf dem großen Trichter des Berges sich aufgelegt zu haben, an dessen Fuße wir uns befanden, und jeden Augenblick ward es dichter an seinem Abhange und kam uns immer näher, als ob es sich endlich auf unsern Kopf legen wollte; das Athmen ward uns so schwer, wie wenn wir unter der Glocke einer Luftpumpe steckten; nur eines Blitzes schien es zu bedürfen um die glühende Atmosphäre zu entzünden, in der wir uns befanden. Endlich zerriß ein heftiger Donnerschlag diesen Dunstbaldachin, und der Sturm durchpeitschte die Luft und schüttelte seine breiten Flügel von Regen triefend über uns.

Wir waren zu weit vom Wirthshause entfernt um dort Schutz suchen zu können, daher flüchteten wir uns unter einen Baum und machten von unsern Staubmänteln mit unsern Stöcken eine Art von Zelt um die Damen zu schützen; dieser Schuppen entsprach anfangs ganz seinem Zweck, aber nach einer Viertelstunde war die Leinwand durchnäßt, das Wasser lief

nicht mehr ab, sondern drang durch, und drei oder vier Fontainen spielten über unsern Häuptern wie ein Tropfbad. Wir mußten also, Regen und Donner trotzend, uns aufmachen und das Wirthshaus zu erreichen suchen. Das thaten wir, der Koth ging uns bis über die Knöchel, und bisweilen wateten wir im Wasser bis an die Knie. Wie die gebadeten Mäuse kamen wir dort an.

Wir riefen Willer, der unsere Reisebündel in Aufsicht hatte; als wir aber fragten, wo unsere Wäsche wäre, erwiederte er uns, er habe, da er gewußt, daß wir zu Abend nach Meyringen zu gehen gedachten, eine Gelegenheit benutzt unsere Bagage dorthin zu schicken; wir hatten in Rosenlauwi kaum ein Taschentuch übrig.

An demselben Tage konnten wir unmöglich nach Meyringen kommen, das Gewitter hatte die Straßen ganz unwegbar gemacht, und der Strom sich Betten darin gerissen.

Nur ein Mittel blieb uns, das wir ergriffen; wir ließen unsere Betten gut durchwärmen und legten uns hinein, indeß unsere Kleider trockneten: dann speisten wir liegend wie die römischen Kaiser und darauf schliefen wir ein.

Ich weiß nicht, wie lange wir geschlafen hatten, aber wir befanden uns im schönsten Schlummer, als das Mädchen aus dem Wirthshause mit einer Fackel in unser Zimmer trat.

Was giebt es? rief ich ihr in einem mürrischen Tone entgegen, wie wenn Jemand in seinen liebsten Beschäftigungen gestört wird.

Nichts, mein Herr, außer daß Sie aufstehen müssen.

Warum denn?

Sehen Sie, das Gewitter hat die beiden Wasserfälle über dem Wirthshause hier so angeschwellt, daß der Bach vor der Thüre die Brücke weggerissen hat, und wahrscheinlich nimmt er das ganze Haus mit. —

Was, fortgerissen? das Haus, in dem wir sind?

Ja, ja, das ist schon einmal vorgefallen, aber nicht bei diesem Hause.

Und meine Kleider?

Sie haben kaum noch Zeit sie anzuziehen.

So holt sie mir geschwinde.

Es ist wohl nie eine Toilette so in der Hast gemacht worden, ich hatte kaum meinen Staubmantel über die Arme gezogen, als ich ohne auf des Mädchens Schreien zu hören die Treppe hinunter setzte, die Küche offen fand und hineinsprang.

Hoi! schrie ich, und stand bis über die Waden im Wasser.

Aber, Herr! — schrie das Mädchen, ich hörte aber nicht darauf, und da ich eine Thüre erblickte, sprang ich darauf zu um sie zu öffnen.

Herr! Sie rennen gerade in den Bach!

Ich ließ die Klinke los, sprang auf den Ofen und wollte zum Fenster hinaus.

Herr, da springen Sie in die Cascade!

Zum Henker! da bin ich ganz eingeschlossen! wie soll ich nur hinauskommen? Du hättest mich können in meinem Bette lassen, da wäre ich wenigstens zu Schiffe abgesegelt.

Durch das Fenster im ersten Stock kann man noch herauskommen.

Daß Dich der Henker, warum hast Du mir das nicht gleich gesagt.

Das hab' ich Ihnen ja schon immer gesagt, Sie hören aber nicht! Sie laufen herum wie verwirrt.

Ja, Du hast Recht! nun zeig' mirs.

Wir gingen in den ersten Stock, da zeigte sie mir ein Bret, das mit einem Ende auf dem Fenster und mit dem andern auf dem Berg lag; das schien aber eine Mohammedsbrücke, auf die ein guter Christ sich nicht so ohne Bedenken wagen konnte.

Ja, Mädchen, sagte ich und kratzte mich hinter den Ohren, giebt es keinen andern Weg?

Nun, besinnen Sie sich noch lange! Bah! Ihr Freund, der Engländer, der noch dazu, wie Sie wissen, einen Fluß hat, setzte mit einem Sprunge hinüber.

Hm! der ist hinüber gekommen, gut für ihn — sind denn die Damen auch hinübergegangen?

Nein, die Wegweiser haben sie getragen.

Wo sind die Wegweiser?

Sie hauen Fichten im Berge ab um den Wasserfall zu stemmen.

Ich konnte nicht weiter ausweichen; ich nahm mich also zusammen, nur daß ich den Weg rittlings machte anstatt zu gehen. Hätte mich Jemand auf dieser Fahrt von unten gesehen, der müßte mich für eine Hexe gehalten haben, die auf einem Besenstiel nach dem Brocken reitet.

Als ich glücklich hinübergekommen war, und der feste Boden unter mir, mir die verlorne Geistesgegenwart, die auf der Fahrt etwas gelitten hatte, wiedergegeben hatte, ging ich auf den Schein einiger Fackeln zu, und nie vergesse ich den sonderbaren, magischen Anblick, der hier meinen Augen sich darbot.

Der Wasserfall, dessen außerordentliche Schönheit wir schon, als wir herkamen, bewundert hatten, war ein schrecklich reißender Strom geworden; das Wasser, das mit seinem silbernen Schaum uns entzückte, rauschte schwarz und schlammig hinab, führte Felsblöcke wie leichte Kiesel mit sich fort, hundertjährige Bäume zersplitterten wie schwache Reiser. Unsere Führer, entblößt bis zum Gürtel, hieben indessen mit aller, ihrer Bergbewohner-Natur eigenen Kräftigkeit mit ihren Aexten die Fichten am Ufer ab und ließen sie in der Richtung fallen, daß sie einen Damm bildeten. Nur Vier oder Fünf von ihnen, die die Andern von Zeit zu Zeit ablösten, hielten Fackeln in den Händen, deren zitterndes Licht diese Scene beleuchtete. Bald aber ward die Arbeit dringend, es mußten alle Arme gebraucht werden; die Leuchtenden griffen zur

Art und sahen sich nach einem Orte um, wo sie die Fackeln hinstecken könnten. Ich bemerkte ihre Verlegenheit, nahm dem Einen eine Fackel ab, lief zu einer einzeln, höher als der Fleck, wo wir waren, stehenden Fichte, hielt die Fackel an ihre harzigen Aeste, in zehn Minuten brannte sie bis in den Gipfel, und die Scene ward nun durch einen zu ihr passenden Armleuchter erhellt.

Ich kann unmöglich den einzigen, großartigen Eindruck beschreiben, den der Anblick dieser Männer gewährte, die in ihrem freien Lande den Kampf gegen die Elemente kämpften; jene Stämme, die in jedem andern Lande mit dem königlichen Stempel bezeichnet gewesen wären, stürzten einer über den andern, gefällt von der Art des Bergbewohners, in der festen Ueberzeugung Niemanden Rechenschaft davon schuldig zu seyn; diese Bäume boten ein Gemälde der ersten Sündfluth dar. Ich, für mein Theil, muß gestehen, ich half dabei mit einer Art von freudigem Rausche; und als ich die erste ungeheure Fichte, die ich anpackte, stürzen sah, brach ich in ein wahres Triumphgeschrei aus. Dies ist vielleicht die einzige lächerliche Eitelkeit, die ich in meinem Leben gezeigt habe. Ich fühlte eine so schmeichelnde Ueberzeugung meiner eigenen Kraft, daß ich wahrlich den ganzen Wald würde umgehauen haben ohne auszuruhen.

Endlich erscholl ein „Halt:“ alle Aexte blieben schwebend, alle Blicke wandten sich zu dem Strom; er

war besiegt, gefesselt. Die Zerstörung hörte sogleich auf, da sie nicht mehr nothwendig war.

Wir kehrten in das Wirthshaus zurück, fest überzeugt, daß wir nicht wieder würden heraus getrieben werden; indeß blieben noch zwei Mann zur Wache bei dem Strome zurück um anzuzeigen, wenn wieder Gefahr da wäre. Ich weiß zwar nicht, ob sie treue Wache gehalten haben; das weiß ich aber gewiß, daß wir bis um 8 Uhr Morgens in einem Zuge fortschliefen.

Wir hatten um so ruhiger geschlafen, da wir wußten, daß unsere morgende Wanderung, obgleich eine der längsten, die wir bis jetzt gemacht hatten, doch bei Weitem nicht so angreifend seyn würde. Vier von den sechs Stunden, die unser morgendes Ziel ausmachten, mußten wir auf dem brienzer und meyringer See machen, wo wir weiter nichts Merkwürdiges treffen würden, das uns aufhalten könnte, das Frühstück ausgenommen, das wir dort zu uns zu nehmen gedachten.

Unterweges fanden wir noch schreckliche Spuren des gestrigen Gewitters; von Viertelstunde zu Viertelstunde hatten die Strömungen tiefe Furchen in die Straßen gerissen, wo noch ziemlich starke Bäche flossen, die das Fußgehen sehr beschwerlich und besonders sehr ermüdend machten; von Zeit zu Zeit hatten sich auch ausgerissene Bäume mit ihren Aesten an die Steinblöcke auf dem Wege gehängt und bildeten Schlagbäume, von deren Zweigen die Maulthiere un-

serer Damen wohl die Blätter abfraßen, über die sie aber nicht gehen wollten; auch entstand jeden Augenblick ein Geschrei und ein Schrecken, die bisweilen nicht ganz ungegründet waren.

Nach ungefähr zwei Stunden, wo wir mehr klettern mußten, als daß wir gingen, befanden wir uns auf dem Gipfel des kleinen Berges, der das Rosenlauwi-Thal von dem Meyringer trennt. Eine freie, mit Rasen bedeckte Ebene bietet schon in der Ferne dem Reisenden einen reichen Teppich dar um Halt zu machen, und wenn er, verführt durch dieses grüne Tuch, sich nähert um auszuruhen, so erstaunt er, je näher er kömmt, über die üppige Schönheit des Gebirges, das am Fuß der Ebene, wo er anfangs nur einen Ruheplatz vermuthete, unerwartet alle Reichthümer des schönsten Schweizerthals darbietet.

Es ist übrigens sehr merkwürdig, wie sorgsam die Natur ist, sich immer von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen, sei es nun in ihrem Reize oder in ihrer Kraft, in ihrem Reichthum oder in ihrer Rauhheit.

Mitten in so vielen Bergspitzen und Felsen, deren Gipfel nur Gemsen und Adler erreichen können, findet sich immer irgend ein, dem menschlichen Fuße schwer zugänglicher Gipfel, und von diesem aus besonders genießt man die schönste Aussicht auf die Reihen von Dörfern, die zu ihren Füßen sich ausbreiten; es scheint, daß die Natur, eitel wie ein Weib, und gleichgültig gegen den Beifall der Thiere, zur Befriedi-

gung ihres Stolzes die Bewunderung der Menschen verlange, und daß sie jenen Königinnen gleiche, welche in sich selbst die Schwäche ihres Geschlechts fühlen und nicht auf dem Throne sitzen können, ohne einen König neben sich zu setzen.

Auf dieser Bergebene von Meyringen mußten mehr als irgend anderswo solche Betrachtungen entspringen. Nachdem wir zwei Stunden in dieser ziemlich schönen Gegend vorwärts gegangen waren, wo die Augen keine andere Abwechselung haben als den Anblick einer doppelten Bergmauer, eines ziemlich hohen Wasserfalles, aber so klein, daß man ihn den Fall des Seils (Seilibach) nennt, entdeckten wir plötzlich, ohne irgend eine Vorbereitung und gleichsam als ob ein großer Vorhang sich aufrollte, eine der abwechselndesten und wunderbarsten Landschaften, die je einen Reisenden für seine Anstrengung belohnten.

Nachdem wir eine halbe Stunde, versunken in die Betrachtung dieses Schauspiels, das keine Feder auf dem Papier wiedergeben, kein Pinsel auf der Leinwand darstellen kann, zugebracht hatten, machten wir uns auf den Weg nach dem Falle des Reichenbachs, dessen Sturz wir noch nicht sehen konnten, der sich aber schon durch einen Wasserstaub, gleich dem Dampfe, der aus dem Schlunde eines Vulkans aufsteigt, ankündigte.

Ehe wir dort ankamen, mußten wir einen so ab=

schüssigen Rasenhang hinaufklettern, daß man Stufen angebracht hat, um auf den Gipfel zu kommen. Von der Bergebene, die sich hier bildet, sieht man hinab in den Abgrund, in den das Wasser sich stürzt; dieses Wasser, 80 Fuß unter dem Beobachter sich brechend, steigt in einem so dichten Staub auf, daß man in einem bloß zu diesem Zwecke gebauten Häuschen Schutz gegen einen Regen sucht, der, statt vom Himmel, aus der Erde kömmt.

Dort, wie in vielen andern Gegenden der Schweiz, verkauft man eine Menge mit dem Messer aus Holz geschnitzten Spielwerks, das, in Ansehung der schönen Form und der feinen Ausführung, viele Gegenstände der Art, die aus kostbarem Stoffe in unseren Manufakturen gemacht werden, beschämen würde. Es sind dies Zuckerbüchsen, um welche ein Reif von Epheu oder Eichenzweigen läuft, oben mit einer Gemse, um den Deckel aufzuheben; Gabeln und Löffel ausgeschnitzt wie im Mittelalter; endlich Becher, welche an diejenigen erinnern, um welche Virgil's Hirten in Gesängen stritten. Diese Gegenstände sind bisweilen sehr theuer; ich habe ein Paar solcher Becher zu 100 Franken verkaufen sehen.

Wir stiegen von dem kleinen Hause, wo der allgemeine Sammelplatz ist, zu einer zweiten Bergebene, ungefähr 100 Fuß unter derselben, hinab; von dieser zweiten Ebene sieht man den unteren Sturz des Rei=

chenbachs, mehr als der erstere von den Felsen, über die er hinströmt, eingeklemmt. Ich habe den Peneus nicht gesehen, von dem Ovid erzählt, ich weiß also nicht, ob das Gemälde, welches er davon giebt, ähnlich ist.

> .....Spumosis volvitur undis
> Dejectuque gravi tenues agitantia fumos
> Nubila conducit, summasque aspergine silvas
> Impluit, et sonitu plus quam vicina fatigat.

Aber das weiß ich gewiß, daß diese Beschreibung so gut auf den Reichenbach paßt, daß ich sie aus dem ersten Buche seiner Metamorphosen entlehnt habe, um mich der Mühe zu überheben eine vielleicht weniger genaue Darstellung zu liefern.

Von dieser letzten Berghöhe hat man bis Meyringen noch zehn Minuten zu gehen, und von Meyringen nach Brienz zwei Stunden. Als wir in diesem letzten Dorfe ankamen, mietheten wir ein Fahrzeug, und wandten uns nach dem Geisbach, der mit dem Reichenbach das Königreich der Wasserfälle im Oberlande theilt. Ich, was mich betrifft, will nicht darüber urtheilen; man wird Alles müde, selbst der Cascaden, und seit 5 oder 6 Tagen hatte ich deren so viele gesehen, daß alle Worte, die auf bach sich endeten, mir fatal waren.

Indessen, da man mich gewiß würde der Ketzerei beschuldigt haben, wenn ich vor dem Geisbach vorbei-

gefahren wäre ohne anzuhalten, so stieg ich herzhaft ans Land und fing an den Berg hinanzuklettern, von dessen Höhe er in eilf Stürzen nach einander hinabfällt, deren Brausen wir schon von Brienz an, d. h. auf eine Stunde weit, gehört hatten.

Als wir die Hälfte ungefähr gemacht hatten, trafen wir den Schulmeister Körli und seine zwei Töchter, welche uns erwarteten und uns in eine niedliche Sennenhütte einluden, wo in dem Hauptzimmer ein Piano stand, vor welches er sich setzte; seine Töchter sangen sogleich mehrere Schweizerarien und zwei oder drei Tyrolerlieder. Obgleich diese Einladung und diese Musik nicht ganz ohne Eigennutz waren, so wurden sie doch mit einer solchen Gutmüthigkeit vorgetragen, daß wir unmöglich dem ehrlichen Manne Geld anbieten konnten; wir dankten ihm also aufs Beste. So zufrieden mit uns, als wir es mit ihm zu seyn schienen, schenkte er uns beim Abschiede sein und seiner Kinder Portrait. Er ist lithographirt, wie er am Piano seine beiden Töchter begleitet, die, hinter ihm stehend, singen.

Eine Sonderbarkeit, welche allein schon die Mühe belohnt, die man sich giebt den ziemlich beschwerlichen Fußsteig zu erklettern, der zu den oberen Stürzen des Geisbaches führt, ist eine in den Felsen angebrachte Grotte, hinter dem einen seiner Fälle; dieser Sturz bedeckt ganz die Oeffnung, so, daß, wenn man in die

Grotte ohne einen Tropfen Wasser zu bekommen hineinkömmt, weil die Cascade vermöge ihres raschen Schusses einen Bogen macht, man die ganze Landschaft, d. h. den See, das Dorf Brienz und das Roth-Horn, an das sie sich anlehnen, sieht. Man hat diese Aussicht gleichsam durch einen Wasserflor, der, immer in Bewegung, den Gegenständen, über die er sich verbreitet, einen Anschein von Leben giebt; diese bewegen sich hinter demselben, Schattenbilder ohne Farbe, wie riesenhafte ombres chinoises.

Als wir uns ungefähr eine Stunde bei dem Schulmeister Körli und bei der Cascade verweilt hatten, schifften wir uns wieder ein. Ein doppeltes Trinkgeld, das wir den Schiffsleuten versprachen, wenn sie uns vor 5 Uhr nach Interlaken brächten, gab unserer Barke Flügel. Wie ein Vogel in der Luft flogen wir vor einer lieblichen Insel vorbei, die einem lange in französischen Diensten gestandenen französischen General gehörte, der sich dorthin zurückgezogen hat, indem er, wie ich glaube, aus seinem Vaterlande verwiesen worden. Etwas weiterhin zeigten unsere Wegweiser uns den Tanzplatz, einen stumpfen, steilen Felsen mit einer schönen mit Moos überzogenen Ebene; auf diesem Platze kamen vor Zeiten die Bauern der umliegenden Dörfer zum Tanzen zusammen; eines Tages hatten ein junger Bursche und ein junges Mädchen, deren Verheirathung die beiderseitigen Eltern nicht erlauben wollten, dort eine Zusammenkunft verabredet; sie schlos-

sen sich einem großen Walzer an, bei jedem Umwalzen näherten sie sich mehr dem Abgrunde, beim letzten Male endlich bemerkte man, daß sie sich fester umfaßten, ihre Lippen berührten sich, und, als ob sie in der Hitze des Tanzes zu weit gerathen wären, stürzten sie sich in den Abgrund hinab; am andern Tag fand man sie in dem See, todt und sich fest umschlungen haltend. Seitdem ward der Tanzplatz an einen andern Ort verlegt. Um drei Viertel auf Fünf landeten wir zehn Minuten weit von Interlaken.

Unsere Fahrt auf dem See hatte uns erfrischt, statt uns zu ermüden, wir konnten also noch nach dem Essen einen Gang nach Hohbühl machen, welches eine hübsche Promenade, gleich hinter Interlaken, ist.

Hohbühl ist ein englischer Garten, der vom Fuße einer Anhöhe bis zu deren Gipfel, ungefähr 400 Fuß hoch, hinaufgeht; so wie man steigt, hat man zwischen den Bäumen durch einzelne Aussichten auf ein Panorama, das man von der Höhe aus ganz überschaut. Außer dieser herrlichen Aussicht findet sich dort nichts Merkwürdiges als eine Bank, in der Heinrich von Frankreich, Caroline von Berry und François von Chateaubriand ihre Namen eingeschnitten haben, als sie nach Interlaken gegangen sind.

Bei der Zurückkunft fand ich Willer im Wirthshause, er fragte mich, ob ich morgen vom Oberlande aus in die kleinen Cantons gehen wollte. Ich hatte

die Wahl zwischen drei Bergwegen; über den Brünig, den Grimmel und den Gemmi: ich entschloß mich für den Gemmi, den ich dem Rufe nach kannte. Am dritten Tag schon hatte ich das Vergnügen ihn persönlich kennen zu lernen, das heißt, wenn ich je wieder nach Interlaken komme, so gehe ich sicher über den Grimmel oder den Brünig.

Anmerkungen.

I.

Bern.

Mancher möchte glauben, wenn er mein Kapitel über die Berner Bären gelesen, ich sei, wie es viele Reisende machen, hier mehr meiner Imagination als der strengen Wahrheit gefolgt. Dieser Idee, die mir so gänzlich fremd ist, zu begegnen, setze ich hier wörtlich einen Brief her, der mir zur Rechtfertigung dienen mag:

Mein lieber Alexander!

Ich habe eben in der **Revue des deux mondes** Deinen Artikel „über die Berner Bären" gelesen;" er ist zu genau in allen Stücken, als daß ich nicht Dir auch Einiges über diese interessanten Thiere mittheilen sollte, da ich allein dies thun kann, indem wohl nie das **quorum pars magna fui** besser angewandt ist als gerade hier.

Nicht allein nahmen die Franzosen, als sie nach Bern kamen, den Schatz mit, sondern auch noch zwei von den vier Bären, denen dieser Schatz gehörte; der eine davon war der berühmte Martin, der ganz Paris entzückte, und dessen Ruf bis zu Dir gedrungen ist. Was den Schatz betrifft, so bestand der ganz aus französischem Gelde, aus 6, 24 und 48 Livrestücken mit den zwei Wappenschildern Ludwigs **XIV**. Von diesem Schatze ward die Expedition nach Aegypten gemacht, und die drei Monate Sold wurden uns davon ausgezahlt kurz vor der Einschiffung. Marschall Suchet, damals Brigade-Chef in der Suite des 18., war beauftragt dem Directorio die Schlüssel der Stadt

nebst dem Schatze und den Bären zu überbringen; bei dieser Gelegenheit ward er Brigade-General.

Die Wahrheit hiervon kann ich Dir verbürgen, weil ich den Abmarsch ihrer Excellenzen anführte und ihnen ihren Platz am Ende der ersten Convoy anwies, wovon ein Theil ihr Eigenthum enthielt; ich war damals commandirender Hauptmann einer Eskadron Dragoner des dritten Regiments.

Leb wohl, lieber Dumas, es soll mich sehr freuen, wenn diese näheren Umstände Dir irgend nützlich seyn können, denn Du weißt, wie sehr ich bin

Dein

Baron Dermoncourt.

N. S. Ich habe sogar Gelegenheit gehabt mich zu überzeugen, daß der Abzug der Bären mehr Eindruck auf die Stadt Bern machte als die Abführung des Schatzes; es war eine allgemeine Trauer, und oft habe ich Damen sagen hören: — daß Sie unsern Schatz mitgenommen haben, mag noch hingehen, aber unsere Bären uns zu nehmen, das ist abscheulich. Von dieser ungünstigen Stimmung der Damen litten besonders auch unsere jungen Officiere; wenige unter ihnen, und das war ein seltener Fall, verließen die Stadt mit schwerem Herzen.

II.

Interlaken.

Ich habe schon angeführt, daß man von diesem Dorfe aus tiefer in das Gebirge dringt, und es ist daher nothwendig hier die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, deren Wichtigkeit man nur erst kennen lernt, wenn man selbst eine solche Fußreise gemacht hat und dann einsieht, wie nachtheilig für das Vergnügen und die Sicherheit der Reise kleine Vergessenheiten und die geringste Unachtsamkeit werden können; daher will ich, so viel es mir möglich ist, die Vorsichtsmaßregeln angeben, die Reisende zu beobachten haben.

Im Wirthshause zu Interlaken findet man Reisesack, Schuhe, Stock und Reisefläschchen zu Kauf; es ist daher nicht nöthig diese Sachen sich anderwärts anzuschaffen, mit denen man sich nur bis dahin zu schleppen hätte, da sie nicht eher nöthig werden, als bis man zu Fuße wandert. Der Sack ist gewöhnlich groß genug um die vollständigste Garderobe hinein zu bringen, nämlich einen Rock, lange Hosen, zwei Paar Gamaschen, zwei Westen, vier Hemden, vier Cravatten und sechs Paar Halbstrümpfe. In einer Tasche desselben findet sich Raum für ein kleines Necessaire, und in der andern für ein Fernrohr.

Die Hosen müssen von Tuch seyn, weil die Kälte zunimmt, je höher man steigt, und man froh seyn wird, wenn man auf die Höhen kömmt, statt der leichten Hosen im Thale derbere zu haben; die Gamaschen müssen von Leder seyn, damit sie die Füße schützen gegen Ecken der Felsen an den Wegen und gegen die herumliegenden Baumsturzel; farbige Hemden sind besser als weiße, gewöhnliche Halstücher besser als gestickte Cravatten und wollene Halbstrümpfe besser als zwirnene.

Die Schuhe sind ein wichtiger Artikel, und hierauf bitte ich Reisende besonders Acht zu haben; zu enges Schuhzeug drückt im Gebirge weit mehr als auf der Ebene,

zu weites hingegen macht einen unsichern Tritt auf schlechten Wegen, besonders bergunter. Ein Pariser möge nicht erschrecken über die dicken Sohlen und die starken Nägel. Wegen der Dicke der Sohlen fühlt man die Kiesel nicht, auf die man tritt; in leichten Stiefeln würde man sich bald die Füße zerscheuern. Die dicken Nägel sind sehr gut auf den steilen und glitschigen Wegen, und man tritt so fest, als wenn man Eissporen hätte; unsere gewöhnlichen Jagdschuhe würden in den Bergen kaum acht Tage aushalten.

Den Stock muß man auch vorzüglich berücksichtigen; er dient zugleich als Waffe und als Stütze; am Ende hat er eine eiserne Spitze, mit der man sich fest aufstützen kann, sowohl im Auf- als im Absteigen von den Bergen; aber oben hat er bisweilen als Knopf ein Gemshorn; das ist jedoch theils unbequem, theils gefährlich: indem es sich oft an die Bäume oder die Kleider hängt; auch, wenn man beim Steigen damit einhaken und sich helfen will, hält es nicht fest, und man fällt hinten über. Der Stock muß auch wenigstens sechs Fuß lang seyn, damit man allenfalls über einen Strom von zehn bis zwölf Fuß Breite mit einem sogenannten Lanzensprung setzen kann.

Was nun die überflochtene oder überzogene Reiseflasche betrifft, so ist dabei zweierlei zu berücksichtigen; fürs erste blase man stark hinein um sich zu überzeugen, daß das Glas darin nicht zerbrochen sey, was sehr schlimme Folgen haben kann; dann, wenn man sich davon überzeugt hat, so läßt man sie gleich mit gutem Kirschwasser füllen. Dies findet man auch in den schlechtesten Hütten in der Schweiz, es ist der beste und gesündeste Schnaps; ich sah, daß hübsche junge Damen, die in Paris ihn gewiß nicht hätten riechen können, auf unserer Bergreise einen derben Schluck davon nahmen.

Wenn nun alle diese Vorkehrungen getroffen sind, wenn man sich so zur Reise gekleidet hat, in lange Zwillich-Hosen, Staubmantel von roher Leinwand mit zurückgeschlagenem Kragen, lederne Gamaschen und mit Nägel be-

schlagene Schuhe; dann kann man hoffen glücklich ans Ziel zu kommen; es versteht sich von selbst, daß der Wegweiser den Reisesack aufhockt, und man selbst weiter nichts als Flasche und Stock trägt.

Man erlaubt mir diesem langen Verzeichnisse noch eine Regel zuzufügen, die ich bis zuletzt aufsparte, weil sie wahrlich nicht die unerheblichste ist; sie betrifft die Art und Weise, wie man die Wegweiser zu behandeln hat.

Ihre Unverdrossenheit und Ehrlichkeit sind zum Sprichwort geworden, und in diesen beiden Stücken bleiben sie sich immer gleich, welchen Ton man auch mit ihnen annehme; behandelt man sie stolz, so werden sie doch ihre Schuldigkeit thun, aber auch nur diese. Dann darf man nicht auf jenes zutrauliche Geschwätz rechnen, wodurch der Reisende so Manches von den Bergbewohnern lernt, nicht auf die Jagdgeschichtchen, wodurch sie den Weg verkürzen, auf die Volkssagen und auf die kleinen Hülfsleistungen, die den Weg erleichtern; wenn man dann ins Wirthshaus kömmt und in einem hohen Tone spricht, so merkt der Wirth gleich, daß man auch wird gut bezahlen können.

Hat man aber mit seinem Wegweiser gewissermaßen Cameradschaft gemacht, dann kann man ganz ruhig seyn; denn er glaubt nicht etwa, man lasse sich zu ihm herab oder hebe ihn zu sich hinauf; nein, zu dem, was er als Schuldigkeit zu leisten für nöthig hält, kömmt dann noch eine Erkenntlichkeit, die sich sehr bald beweisen wird durch ein unbegränztes Zutrauen und gänzliche Ergebenheit; dann bleibt weder bei ihm selbst, noch in der Umgegend irgend Etwas, womit er hinter dem Berge halten sollte, er erzählt dann seine genauesten häuslichen Verhältnisse, alle Sagen von den Umgegenden, wenn er selbst gleich nicht viel davon glaubt, und bei seinen Familienverhältnissen, bei den Sagen, wird immer noch, wenn man tiefer eindringen wollte, irgend ein Herzens-Geheimniß, etwas Uebernatürliches, sich finden.

Auch glaube ich, empfindet man in sich selbst ein angenehmes Gefühl, wenn man bei dem Abschiede von einem solchen Manne, der für Jedermann bereit seyn muß, eine bessere Erinnerung in ihm zurückläßt, als diejenigen gethan, die er vor uns bedient hat und nach uns bedienen wird, und seine Freunde zu ihm senden kann, die er dann bei der bloßen Nennung unseres Namens mit gutmüthig freundlichem Lächeln aufnimmt.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

8° Gs

Dumas.

1837

(2

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Reise- & Lebens-Bilder aus Süd-Frankreich & der Schweiz

Bd.: 2.

Leipzig 1837

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 2226 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11247747-2